
Horst Wessel
MÜHLMEISTER
VON
FRITZ DAUM



Zu Seite 39

FRITZ DAUM

SA.-Sturmführer Horst Wessel

Ein Lebensbild von Opfertreue

Für Deutschlands Jugend

Mit Bildern von Karl Mühlmeister

Enßlin & Laiblins Verlagsbuchhandlung / Reutlingen

Erläuterung der Abkürzungen

Osaf = Oberster Standartenführer
Staf = Standartenführer
Truf = Truppführer
Antifa-Mädel = Antifaschistenmädel
(Kommunistischer Mädchenverband)

S 33,2 / 8. 10. 33 / 3189

Inhalt

Der junge Horst Wessel

Einführung

In der Berliner SA. wirkte ein Sturmführer, der, klugen, rasch erfassenden Geistes, seinen Sturm mit Geschick und Erfolg wider die Hochburgen des roten Kommunismus führte. Mit einem durch nichts zu erschütternden Vertrauen blickte seine Sturmschar zu dem deutschen Jüngling auf, dessen Unerschrockenheit und beispiellose Kühnheit sie mitriß zu harten Kämpfen gegen feindliche Übermacht. In seinem deutschen Herzen erglühte jene tiefe reine Liebe zum Vaterlande und zu den Volksgenossen, die allein zu heldischen Taten befähigt. Er war einer der tätigsten und besten Mitkämpfer für die Durchsetzung des Nationalsozialismus in Berlin, dem mächtigsten Bollwerk des vereint vorgehenden roten Bolschewismus und Marxismus. Er trug das Hakenkreuzbanner in die dichtesten Haufen der Feinde und hatte so einen hervorragenden Anteil an dem Siege der völkischen Idee Adolf Hitlers in Stadt und Reich. Vorkämpfer eines neuen Deutschlands war der blonde, schlichte Mensch im Braunhemd. Sein unerschütterlicher Glaube an die Sendung und die Lehre des geistvolles Führers, in dem er den Retter des Vaterlandes aus drohenden Nöten sah, war die Triebfeder seines Handelns und Wirkens. Scharfen Sinnes erkannte er, daß der rote Terror der Straße, der wie eine geißelnde Fessel das deutsche Volk niederhielt und jede nationale Regung gewalttätig erstickte, durch Gegenstoß bekämpft und beseitigt werden müsse. Kein anderer besaß die strategische Geschicklichkeit für die Leitung des Kampfes der SA. auf der Straße wie er. Mit

kühnem, aber gelassenem Wagemut brach er mit seiner Sturmschar in jene Straßenviertel ein, die bis dahin unbestrittenes Gebiet der Kommunisten gewesen waren. Vor dem deutschen Hakenkreuzbanner in seiner Hand mußte die rote Flagge mit Hammer und Sichel weichen.

Aber seinem starken Willen genügte nicht allein der offene Kampf der Straße, er besuchte die Versammlungen der Kommunisten und trat ihnen mit der überzeugenden Wucht seiner Rede, die aus einem heiß für Vaterland und Volk schlagenden Herzen kam, entgegen. Eine gewaltige Werbekraft ging von seinen Worten aus, und er riß Unzählige durch seine Beredsamkeit aus dem roten Lager herüber in die Armee der Braunhemden. Und immer waren es die besten und rührigsten Kämpfer, die der Irrlehre abschworen, nachdem er ihnen den Weg gezeigt hatte. Es bereitete ihm die größte Genugtuung, daß aus ihnen die hingebungsvollsten, opferfreudigsten SA.-Männer wurden.

Die glänzenden Erfolge des jungen Führers blieben den Gegnern nicht lange verborgen. Kaum hatten sie den ungeheuren Schaden erkannt, den ihnen dieser einzelne zufügte, als eine Haßwoge in ihren Reihen aufbrandete, die in blinder Rachsucht die lichte, starke Jünglingsgestalt umzüngelte. Von diesem Augenblick an umlauerten Gefahren alle seine Wege, umschlich tückischer, verräterischer Vernichtungswille sein junges, von nimmer ermüdender Hingabe erfülltes Leben. Er wußte das, aber mit einer beispiellosen Kühnheit ging er unbeirrt seinen Weg weiter bis zum letzten Atemzuge, als ihn das tragische Schicksal erreichte.

Horst Wessel

war der Name dieses nationalsozialistischen Jünglings, dessen lichte, jungheldische Baldurgestalt durch unsere von dunklem Ringen um Deutschlands Freiheit erfüllten Tage schritt. In seiner starken Seele war der altgermanische Heldengeist zu neuem Leben erwacht.

Seine Wiege stand im Weserland. Uralter germanischer Boden, geheiligt durch eine mehr als zweitausendjährige historische Vergangenheit. Um die alten Eichen auf den Felsenrücken der Weserberge weht noch der gewaltige Geist der kampferprobten Recken germanischer Vorzeit. Sie haben wohl unsichtbar an der Wiege des jungen Knäbleins Pate gestanden, ihm ihren alten Kampfgeist als Gabe hinterlassen.

Durch die baldige Übersiedlung der Eltern nach Mülheim an der Ruhr kam der kleine Horst Wessel in das von frischem Lebenswillen durchpulste Rheinland. Ganz nahe an dem neuen Wohnsitz flutete in seinem ewigen Bett der grüne Strom, um den deutsches Sehnen und die Liebe eines ganzen Volkes einen schimmernden Sagenkranz gewoben haben. So jung Horst Wessel auch war, bei der klaren Empfänglichkeit seines deutschen Sinnes ist bestimmt anzunehmen, daß er hier im historischen Kampflande, das seit den Kampfzeiten der Römer und Germanen bis auf unsere Tage heiß umstritten war, besondere Eindrücke empfangen hat.

In der sicheren, von treuer Elternliebe geleiteten Hut eines deutschen evangelischen Pfarrhauses wuchs Horst Wessel auf. Starkes Deutschtum und hingebende Vaterlandsliebe nahm der Knabe hier in diesem von harmonischem Gleichklang erfüllten Familienleben in sich auf. Und was die Knabenjahre freundlich durchleuchtete, das Gefühl der Zugehörigkeit und Verbundenheit mit dem deutschen Volk, das wuchs und reifte in dem Jüngling zu einem starken, beherrschenden Drang der unbedingten Hingabe, die den Antrieb zu seinen späteren Taten bildete. Und noch ein anderer Grundstein wurde in das Gemüt des heranwachsenden jungen Menschen gesenkt, der Glaube an Gott und den Erlöser. Das tiefe religiöse Empfinden und die starke Liebe zu Land und Volk bildeten die Grundsteine, auf denen sich die Weltanschauung des jungen Nationalsozialisten Horst Wessel aufbauten. So fand die gewaltige Lehre des großen Führers Adolf Hitler in dem Pfarrersohn und Studenten den rechten gedeihlichen Boden.

Auch die Kunst hatte in dem Hause des Pfarrers Ludwig Wessel eine Heimstätte. Daß diese Verbindung mit künstlerischem Streben und

Schaffen nicht ohne bestimmenden Einfluß auf den begabten Knaben sein konnte, ist leicht erklärlich. In ihr haben wir den Anstoß für seine spätere dichterische und musikalische Schaffenstätigkeit zu erblicken.

So sehen wir, wie das Elternhaus Horst Wessels alle Vorbedingungen schuf, die den Entwicklungsgang des Knaben und Jünglings richtunggebend so stark beeinflußten, daß in dem noch jugendlichen Menschen Kräfte heranreiften, die ihn zu den Taten befähigten, durch welche er sich im Andenken des deutschen Volkes ein unvergängliches Ehrenmal erworben hat.

Kindheitstage mit ihren kleinen Leiden und Freuden flossen im Strom der Zeit dahin. Der Vater erhielt den ehrenvollen Ruf, als Seelsorger und Prediger an der St. Nikolaikirche in Berlin zu wirken. So kam der Knabe mit den wachen Sinnen und dem regen Geist in die Reichshauptstadt des kaiserlichen Deutschlands. Hier im Mittelpunkt des geistigen und staatlichen Verkehrs pulste das Leben in machtvolleren Strömen als draußen im Lande. Der Knabe wuchs hinein in den reichshauptstädtischen Daseinsstrom, und die Großstadt mit ihrem vielgestaltigen Menschengewirr wurde seine eigentliche Heimat. Berlin war aber nicht nur die Stadt der Diplomaten und Sitz der obersten Verwaltungsbehörden, sie beherbergte in ihren Mauern das erste Armeekorps des deutschen Heeres, die Garde. Glanzvolle militärische Paraden gehörten damals zu den stehenden Erscheinungen des städtischen Lebens.

Auch Horst Wessels feuriger Geist wurde von diesem buntglitzernden soldatischen Leben erfüllt und begeistert, das beweist schon die Tatsache seiner späteren Zugehörigkeit zu den verschiedensten Wehrverbänden. Doch nicht nur der äußere Glanz der farbigen Uniformen wirkte auf den Knaben, er besaß auch ein nicht minder starkes Interesse für die berufliche Betätigung des Soldaten. Dafür zeugten der Eifer und der sachliche Ernst, womit er seine eigene soldatische Ausbildung betrieb. Schon im jugendlichen Alter von sechzehn Jahren widmete er sich dem Dienst mit der Waffe. Für ihn bedeutete dies keine Spielerei, sondern eine ernsthafte zielbewußte Betätigung. Soldatische Tugenden waren ihm

in hohem Maß zu eigen. Der Gedanke der Wehrhaftigkeit durchdrang sein ganzes Wesen in einer Zeit, wo in Deutschland die Friedensschalmeien undeutscher Volksführer jeden Sinn für Vaterlandsverteidigung ersticken wollten.

In das friedliche, von schäumender kraftvoller Jugendlust erfüllte Dasein Horst Wessels dröhnten 1914 die Kriegshörner. Mit der ganzen Begeisterungsfähigkeit eines echten deutschen Jungen erlebte seine heiß empfindende Knabenseele den Siegeszug der feldgrauen Heere im Geiste mit. Wie schwer mag es ihn bedrückt haben, daß seine Jugend ihn von der Anteilnahme an diesen gewaltigen Kampftaten abhielt und in die friedliche Heimat bannte, während draußen die Geschütze donnerten und stürmende Armeen von Sieg zu Sieg eilten. Aber sein reger Sinn gierte nach Betätigung, und wie unzählige seiner Altersgenossen suchte er in nachahmenden Kriegsspielen Befriedigung. Die stillen Höfe und Plätze in der Nähe der Jüdenstraße, dem Wohnsitz der Eltern, hallten wider von den Hurrarufen stürmender Knabenscharen, die mit unbezwinglichem Eifer ihre Kriegsspiele durchführten. Mit aller Macht drängte es die jugendlichen Herzen, im Spiel die Gefühle des Siegbewußtseins durchzukosten, die ihre älteren Brüder draußen in Feindesland in blutigem Ernst erlebten. Auch hier, bei den mit kindlicher Gewissenhaftigkeit ins Spielerische übertragenen Nachahmungen trat das Führergeschick Horst Wessels stark hervor. Seine Erfindungsgabe und sein für alle soldatischen Belange empfänglicher Geist befähigten ihn augenfällig zur Führerschaft, die ihm willig überlassen wurde.

Sofort nach der Mobilmachung hatte sich der Pfarrer Doktor Ludwig Wessel, Horsts Vater, freiwillig zum Dienst im Feld gemeldet. Er wußte, daß der Soldat im Felde geistlichen Zuspruch braucht, seinem Gott näher ist als im Alltag des Friedensdaseins.

Und der wackere Prediger hat sich draußen im Felde als Gottesstreiter bewährt, dafür zeugt seine Berufung in das Hauptquartier Ober-Ost zu dem Generalfeldmarschall von Hindenburg. So stand Horst in unmittelbarer Verbindung mit dem gewaltigen Ringen durch des Vaters Feld-

briefe, deren Inhalt sich in seine vor der Gewalt des großen Geschehens erbebende Knabenseele ergoß.

Jahr reihte sich an Jahr, immer erbitterter wurde das gewaltige Ringen der Völker und gehässiger die Kriegführung. Horst Wessels Glaube an den Sieg der guten deutschen Sache war unerschütterlich. Sein reiner Knabensinn sah in dem tapferen deutschen Soldaten, der an allen Fronten den machtvollen Stürmen der besser gerüsteten Gegner standhielt, und in den genialen Führern das Urbild heldenhafter Hingabe an Volk und Vaterland.

Und dann kam doch das niederschmetternde Ende, der Zusammenbruch der Front. Es war eine furchtbare, martervolle Erkenntnis für Horst Wessel, als er sich sagen mußte, nichts kann mehr das harte Schicksal abwenden, dein Volk, dein herrliches Deutschland ist unterlegen. Von dieser Stunde an machte sich ein tiefer besinnlicher Ernst im Wesen des Jungen bemerkbar. Es litt ihn nicht mehr im Hause, jede freie Stunde brachte er in jenen schicksalsschwangeren Tagen draußen zu, als die Heere, ungeschlagen, aber besiegt, in die Heimat zurückmarschierten.

Was wollte er denn in den Straßen, die er in fieberhafter Ruhelosigkeit durchschritt? Den Heimkehrenden in die Augen sehen, um darin zu lesen, was in diesen Soldaten vorging, die vier Jahre wie Helden gekämpft hatten, und denen eine stärkere Macht die Waffen aus der Hand schlug. Sehen wollte er, ob auch der soldatische Geist in diesen Feldgrauen ertötet war unter der Wucht der unseligen Waffenstillstandsbedingungen eines von Haß und Rachsucht aufgeblähten Siegers.

„Willst du denn schon wieder fort, Horst?" fragte oftmals die Mutter voll banger Sorge, wenn er sich die Mütze aufsetzte, um fortzugehen.

„Ja, es wurde erzählt, die Maikäfer* rückten an. Da will ich dabei sein, Mutter; man muß doch den braven Burschen ein Willkommen in der Heimat bieten, zeigen, daß man sie nicht vergessen hat, ihnen dankt, sie achtet."

---

* Spitzname für das Gardefüsilierregiment

Stockend ringen sich die Sätze über die Lippen des Knaben. Seine Worte offenbaren, was in seiner von der Not des Vaterlandes beschwerten Seele vorgeht. Der treue Muttersinn empfindet mit ihm und erkennt klar die schmerzhafte Zerrissenheit im Gemüt des Knaben. Mit liebevoller Bewegung streicht sie ihm über den Arm.

„So geh denn, mein Junge, und grüße die wackeren Helden auch von mir", sagte sie gütig.

Heiß wallte es in Horst empor, als er sich von der über alles geliebten Mutter, dieser echt deutschen Frau, verstanden sieht. Die Not des deutschen Volkes brannte schmerzhaft in der Brust des Knaben. Es bereitete ihm eine beruhigende Genugtuung, zu wissen, daß die gleichen Empfindungen in der Mutter lebendig waren. Ein tiefes Verstehen wob starke Fäden zwischen Mutter und Sohn. Und so ist es geblieben, bis der Tod trennend zwischen sie trat.

Unermüdlich durchstreift er die Straßen Berlins, überall, wo heimkehrende Kolonnen Feldgrauer in die Kasernen einziehen, ist er zu finden. Seine von tiefster Sorge um Deutschland geschärften Knabenaugen forschen in den Gesichtern der Heimgekehrten, suchen in den Blicken und Mienen zu lesen, was für Empfindungen ihr Inneres bewegen.

Befreit aufatmend gewahrt er, daß nichts von jener schamhaften Scheu geschlagener Truppen, die vor der überlegenen Tapferkeit des Gegners flohen, in den Blicken und im Wesen der aus dem Felde zurückgekehrten Soldaten zu lesen ist. Stolz und ungebeugt als Kämpfer ist der Feldgraue nach Abbruch des unerhört schweren Kampfes heimwärts marschiert.

Horst sieht so manches Frontkämpfergesicht hart werden, wenn der eine oder der andere das wüste Treiben der mit roten Armbinden einherstolzierenden Soldatenräte mit verächtlichem Blick und zornigem Stirnrunzeln betrachtet. Der junge Wessel hat die ihn aufrichtende Gewißheit erhalten, daß die heimgekehrten ungeschlagenen Kämpfer, die,

von einem harten Schicksalsdruck bezwungen, die Waffen heimtragen mußten, das wahre Deutschland seien und nicht jene, die unter Verleugnung ihres Deutschtums von einer falschen Freiheit und internationaler demokratischer Verbrüderung redeten.

In diesen harten, unter einem schweren seelischen Druck stehenden Novembertagen von 1918 festigte sich in der Brust des Knaben Horst Wessel das Vertrauen in die Zukunft seines geliebten deutschen Vaterlandes in dem Glauben an den Frontgeist der Feldgrauen, den er aus dem ungebrochenen Mut der Heimgekehrten gewonnen hatte.

Aber gerade in Berlin zeigte sich die Macht jener undeutschen Volksapostel, die in falschem Prophetengeist vorgaben, ein neues freies Reich errichten zu wollen, am stärksten. Doch nichts konnte den Glauben an die deutsche Zukunft in dem Knaben und späteren Jüngling Horst Wessel erschüttern oder verkleinern. Alle diese Führer und Parteien, die sich anmaßten, das Geschick des deutschen Volkes neu zu gestalten und zu meistern, für ihn waren sie nur irrende Scheingeister, vorübergehende Erscheinungen. Er wußte und vertraute fest darauf, daß ein Tag anbrechen mußte, wo die nationale Flamme des Bekennens zum Deutschtum auflodern würde, deren sengende Glut diese wesensfremden Irrlehrer und ihre Anhängerschaft wie Spreu vernichten werde.

Zu der Not, die von außen her in die Pfarrerfamilie drang, gesellte sich der tiefe Schmerz über den Verlust des Vaters. Zu spät hatten die Ärzte das Leiden des Pfarrers erkannt, und die in letzter Stunde vorgenommene Operation gab wenig Hoffnung. Aber ehe der Leidende sich den Händen der Chirurgen anvertraute, nahm er als Seelsorger seinen ältesten Jungen auf in die Gemeinschaft der Christen, gelobte ihn der Hut des treuen Gottes an, an den er und sein Haus mit unverwandelter Treue glaubten. Unvergeßlich in seiner erschütternden Schmerzhaftigkeit war dieser denkwürdige Augenblick für Horst, als der Vater, in den Kissen lehnend, ihn einsegnete. Ein Gelöbnis, unter derartig gemütsbewegenden Umständen abgegeben, erhält auch eine tiefere Bedeutung, und für Horst Wessel hatte seine Einsegnung eine nachhaltige richtunggebende

Wirkung für sein ganzes Leben. Unverrückbar hielt er an seinem Glauben an Gottes ewigen Ratschluß fest. Er gab ihm, auch in den schwersten Zeiten, den Halt und das Vertrauen in eine bessere deutsche Zukunft.

Horst Wessel war ein fleißiger, lernbegieriger Schüler. Arbeitsam zu sein, hielt er immer für eine selbstverständliche Pflicht. In diesen harten Notzeiten, wo durch wilde, verhetzte Elemente auf der Straße gewaltsame aufrührerische Eingriffe in das Leben der Bürger und den Aufbau des neuen Staates unternommen wurden, litt Horst Wessel unsäglich. Er sah, wie Quellen reinen und guten Volkstums verschüttet wurden, und suchte verzweifelt nach einem Halt für sein deutsches Empfinden, das durch den Aufruhr, der auf den Straßen Berlins tobte, aufs tiefste verletzt wurde.

Er fand den rechten Trost. Die gewaltige Geschichte des deutschen Volkes ist ein Wertmesser von unbestechlicher Wahrhaftigkeit. Welch eine unendliche Fülle von Heldentum und Macht berichtet sie den Nachkommen eines schon in den Uranfängen blut- und wesensverbundenen Volkes, von Hermann dem Cherusker an bis auf den geistvollen Führer Adolf Hitler. Wie so oft geschah es auf dem Wege dieses Volkes durch die Jahrhunderte hindurch, daß sein Glanz und seine Macht Neid- und Haßgefühle der Nachbarvölker erweckten. Immer und immer wieder springen Haßquellen auf, die das deutsche Volk zu vergiften drohen, aber Gottes ewige Schicksalsfürsorge waltet über ihm, und wenn die Not am höchsten brennt und der Zusammenbruch vollendet erscheint, sendet er diesem mächtigen Volk einen Retter, aus seiner Mitte geboren, zu hohem Befreiungswerk berufen, der es zu den Urquellen seines wahren Volkstums zurückführt und ihm nach schmachvollem Niedergang einen glänzenden Aufstieg bereitet.

Das lehrt uns alle die Geschichte des deutschen Volkes.

Aus ihr schöpfte auch der heranreifende Knabe Horst Wessel neues Vertrauen, neuen Mut, neue Stärke, und der Grundstein zu neuem Glauben an seines Volkes Berufung war gelegt.

Wehrhaft sein ist Recht und Pflicht

In jenen Zeiten des Übergangs vom Knaben zum heranreifenden Jüngling lehnte der jugendliche Geist Horst Wessels die Art und Weise der Staatsführung durch die herrschenden Geister und Parteien rundweg ab. Sie unterdrückten jede Regung nationalen Geistes, und aus diesem Grunde wurden sie von dem sein Vaterland mit glühender Begeisterung liebenden jungen Menschen als Feinde betrachtet.

Der in ihm lebendige Kampfgeist forderte Betätigung. Sein Tatendrang verlangte nach Anschluß an gleichgesinnte Jugend. So trat er in den Bismarckbund, fand aber hier ein zu eng begrenztes Gebiet für seine Pläne, die in ihm schlummerten. Alles bewegte sich noch in den Anschauungen der alten Zeiten, er aber wollte nicht Pflege der alten Traditionen allein, sondern den Kampf gegen die bestehende undeutsche Ordnung. Im Wikingerbund glaubte er das rechte gefunden zu haben. Hier herrschte der Kampfgeist, der sich offen gegen die politische Richtung auflehnte, die alles Nationale im deutschen Volk in Acht und Bann tat. Horst Wessel stand noch im Knabenalter, aber sein rasch erfassender Geist ließ ihn doch schon die politischen Zusammenhänge in Deutschland erkennen, und die große Liebe zu Volk und Land, die sein ganzes Sein durchlohte, schärfte seine geistige Auffassung.

Mit dem unermüdlichen Eifer, der ihn in allen Dingen, die sein Vaterland betrafen, antrieb, betätigte er sich in der OC (Organisation Consul). In dieser Gemeinschaft lebte der Geist wahrhafter Abwehr. Stramme soldatische Gliederung und kühnes Draufgängertum waren gerade das Rechte für einen Horst Wessel. Er war ja vom Scheitel bis zur Sohle ein wehrhafter Mensch geworden. Auch hier zeigte er wieder seine hervorragende Eignung zur Führerschaft. In diesem jungen Menschen fieberte ein Drang, mit Gleichgesinnten in festem Schritt und Tritt kolonnenweise zu marschieren gegen alles, was wider den deutschen nationalen Geist stand und ihn verleugnete. Wie Morgenluft umwitterte ihn die Putschlust, die in der kühnen Schar lebte.

Es war die Zeit der Wahl des Reichspräsidenten. Mit welcher Lust stürzte sich der junge Horst in den Kampf, um für die Wahl des greisen Feldmarschalls von Hindenburg zu werben. Hier schon bewies er sein Geschick als Kämpfer in den Straßen seiner Heimatstadt, die ihm in ihrem strömenden Verkehr so vertraut waren.

Horst Wessels Glaube an die Zukunft und kämpferische Entwicklung des Wikingerbundes wurde bitter enttäuscht, und seine aufflammende Hoffnungsfreude vernichtet, als Kapitän Erhardt, der Führer der völkischen Jugend, vor den Machthabern der sogenannten Weimarer Koalition, die sich aus Sozialdemokraten, Demokraten und Zentrum zusammensetzte, kapitulieren mußte. Die Mitglieder der Kampforganisation wurden ihres Eides entbunden, der Wikingerbund aufgelöst.

Die jungen Menschen hingen mit dem gläubigen Vertrauen, wie es nur feurige, von hohen Zielen begeisterte deutsche Jünglinge aufbringen, an ihrem Führer, der sie zum Kampf vorbereitet hatte. Und nun, kurz vor dem mit brennender Begier erwarteten Angriff, wurde zum Rückzug geblasen. Es war wohl die herbste, schmerzhafteste Erkenntnis für den Heißsporn, daß er im ersten Augenblick an dem Manne irre werden mußte, in dem er nicht nur den Führer verehrt hatte, sondern auch das Ideal eines kerndeutschen, von kämpferischem Willen erfüllten Nationalisten sah. Horst Wessel hat lange Zeit nötig gehabt, um diesen Schlag zu überwinden. Er konnte nicht begreifen und erfassen, daß Kapitän Erhardt sich vor den gegnerischen Machthabern beugte und seine von Kampfgier beseelte junge Schar dem Zwang der Verhältnisse opferte, während er ihnen doch in der Ausbildung den Geist eingeprägt hatte, für die nationale Bewegung zu kämpfen und, wenn erforderlich, auch zu sterben. Warum nicht lieber kämpfend und ehrenvoll untergehen, statt feig zu Kreuze zu kriechen? Das war es, was die Seele des jungen Streiters schmerzhaft berührte: Ergebung, ohne den Kampf auch nur versucht zu haben.

Doch Zeit und Umstände waren noch lange nicht reif dazu, um den herrschenden undeutschen Geist hinwegzufegen.

Horst Wessel stand nun wieder allein. Sein Sinnen und Trachten war doch nur von dem einzigen eisernen Willen beherrscht, für sein politisches Ideal eines geeinten nationalen Deutschlands zu kämpfen, um jeden Preis!

Ein Vorfall aus dieser Zeit ist so recht kennzeichnend für den kämpferischen Geist des Sechzehnjährigen. Sechs Wochen lang wußte im Hause in der Jüdenstraße niemand von seiner Familie, wo sich Horst befand. Die Mutter glaubte, er habe eine Wanderfahrt in irgendeine schöne deutsche Gegend unternommen, wußte sie doch, wie sehr ihr Junge sein großes weites Vaterland liebte. Doch wo war er gewesen? Was hatte er getrieben? In der schwarzen Reichswehr hatte der wackere Horst Dienst getan als eifrigster Rekrut und eine strenge, sechswöchentliche Ausbildung durchgemacht. Soldat war er in dieser Zeit geworden. Mit dem tiefen Ernst und dem eisernen Willen, die sein Tun und Handeln beherrschten, wenn es der Verwirklichung seiner hohen vaterländischen Ziele galt, exerzierte er in Reih und Glied, machte Griffe oder übte seine Treffkunst mit dem Gewehr auf dem Schießstand.

Ganz besonders tritt uns hier eine bedeutende Soldateneigenschaft entgegen, die eine Grundlage zu aller Führereigenschaft ist: die Unterordnung unter die höhere Befehlsgewalt, die er hier freiwillig auf sich nahm, indem er als Rekrut eintrat; denn sie ist die Grundtugend jedes pflichtbewußten Soldaten, der einmal selbst Führer werden soll.

Wer denkt dabei nicht an die mahnenden Worte, die unser allverehrter Reichspräsident, der greise Generalfeldmarschall von Hindenburg, am ersten Mai, dem Tage der Arbeit, an die Jugend richtete: „Wer befehlen will, der muß gehorchen lernen!"

Und das hat Horst Wessel ernsthaft getan, statt eine sommerliche Wanderfahrt zu machen, hat er bei der schwarzen Reichswehr als Rekrut gebimst! So trat Horst Wessels Bestimmung immer klarer zutage, er mußte der Kämpfer werden, zu dem sein Geist, seine Liebe zum Vaterland und sein brennender Schmerz über die Not seines Volkes ihn unaufhaltsam drängten. Aber all dies betrieb der Sechzehnjährige mit

einem tiefen sittlichen Ernst für ein einziges hohes Ziel: sein Vaterland von undeutschem, knebelndem Wesen zu befreien, es einer glücklicheren Zukunft entgegenzuführen.

Schießen hatte er gelernt, jetzt kam das Fechten an die Reihe. Diese mannhafte Kunst lernte er auf dem studentischen Fechtboden. Nach abgelegter Reifeprüfung trat er in das Kösener Korps Normania ein, während seines Studienaufenthalts in Wien gehörte er der Alemania an. Das Fechten war für seinen kämpferischen Sinn so recht eine Sache, bei der er mit vollen Sinnen dabei war. Dabei hatte er noch eine große Schwierigkeit zu überwinden, weil sein rechter Arm durch mehrmalige Knochenbrüche geschwächt war. Er konnte die Hiebe nicht so recht durchziehen, es lag keine Wucht darin. „Gut", dachte er, „versuchen wir die Geschichte linksarmig." Doch das ging erst recht nicht, und so raffte er denn alle Energie zusammen und zwang es eben doch. So wurde er einer der besten Fechter, der im Paukbuch mit unter denen war, die die meisten Abfuhren für sich buchen konnten. Er kostete das freie Burschenleben durch, doch vernachlässigte er bei aller studentischen Ungebundenheit sein Studium nicht, dafür sorgte sein tiefwurzelndes Pflichtgefühl. Die Freizeiten waren jedoch dem Dienst der nationalen Sache gewidmet. Daneben vermittelten ihm Wanderfahrten die Kenntnis von den Schönheiten deutscher Lande und stellten die Verbindung her mit dem Volke, das darin lebte. So waren Horst Wessels Wirken und Dasein auch in dieser Zeit des freien Studententums geschlossen auf das eine Ziel eingestellt, dem sein Wunsch und Wille zustrebten.

Horst findet den Weg

Das Jahr 1926 brachte dem nach dem Weg zur Befreiung seines Volkes suchenden jungen Mann endlich den lange und vergeblich gesuchten Anschluß. Horst fand die Verbindung zum Nationalsozialismus in einer Zeit, wo sein Geist schwer unter dem Mangel eines rechten Be-

tätigungsfeldes und mitfühlender Seelen litt. Einsam und düster war es in ihm nach den Fehlschlägen und Enttäuschungen. Nicht mit begeisterter Hoffnungsfreudigkeit suchte er Anschluß an die nationalsozialistische Bewegung, denn er kannte ihr wirkliches Wesen ja noch nicht. Was er darüber fast nur aus entstellenden Zeitungsberichten erfahren hatte, ließ ihn keine großen Erwartungen hegen: „Die Enttäuschung trieb mich zum Nationalsozialismus!“ sagte er selbst darüber.

Adolf Hitler erkannte mit seinem klaren Geist, daß er nur dann siegen, das heißt, das ganze Deutschland für den Nationalsozialismus erobern könne, wenn er den Feind in seinem Hauptquartier bekämpfte und ihn aus seiner Hauptstellung herauswarf. Die Reichshauptstadt Berlin war Sitz der Machthaber und Hochburg des falschen, deutschem Wesen fremden Liberalismus, Demokratismus, Sozialismus und Kommunismus. Dorthin mußte er seinen besten und tüchtigsten Mitkämpfer senden, denn um diese Vormachtstellung würde der härteste, rücksichtsloseste und schwerste Kampf entbrennen. So sandte er den Doktor Josef Göbbels nach dem roten Berlin, wo Rotfrontgardisten auf der Straße durch unerhörten Terror die Machthaber der Weimarer Koalition schützten und in ihren Stellungen hielten. Göbbels, der Kämpe mit dem Herzen voll glühender Begeisterung für die Ideen des deutschen Nationalsozialismus, dessen feurige Beredsamkeit die Geister entzündete und mitriß, war der rechte Mann am rechten Platz.

Horst Wessel ging zum erstenmal in eine Versammlung, in der der Rheinländer Göbbels sprach. Sinnend blickte der junge, unermüdlich und fast verzweifelnd nach einer ihm blutsverwandten Gemeinschaft suchende Jüngling auf das Hakenkreuzbanner. Es war gewiß, das brennende Rot des Flaggentuchs mit dem geheimnisvollen runenartigen Zeichen im leuchtend weißen Kreis regte ihn an. Er witterte ein Symbol, eine Verheißung dahinter.

Und dann sprach dieser Mann mit der flammenden Feuerseele, die alle Not des deutschen Volkes in verzehrendem Schmerz fühlte und durchlebte. Erst war Horst Wessel gefesselt, dann begeistert. Seine junge,

durch bittere Enttäuschungen und harte Erfahrungen geläuterte und vorbereitete Seele erkannte die große bezwingende Wahrheit, die hier aus deutschem Wesen herausbrach und sich den Hörern mitteilte, sie zur Gefolgschaft fortriß.

Wozu Hunderttausende Deutscher in bedächtigem Abwägen langer Zeit bedurften, um den gewaltigen Grund der Hitlerschen neuen Lehre vom deutschen Nationalsozialismus zu erfassen, das wurde dem genialen Horst Wessel sofort klar: hier winkten Rettung und Befreiung für sein Volk. Die Stunde hatte geschlagen, wo er in die Reihen der Kämpfer für ein neues Deutschland eintreten konnte — endlich! Er, der Nationalist mit der glühenden Hingabe an Land und Volk, er wurde hier zum Sozialisten. Klar und faßbar erkannte er sofort das Wesen des neuen, des deutschen Sozialismus, der nicht nur für eine Klasse kämpft und nur einseitig für sie Vorteile auf Kosten anderer Volksteile sucht, sondern für alle Volksgenossen die gleichen sozialen Rechte fordert.

Und nun, nachdem er sich mit dem Wesen des Hitlerschen deutschen Nationalsozialismus vertraut gemacht hatte, sah er in der roten Flagge mit dem Hakenkreuz das Banner, unter dem er kämpfen mußte für Deutschlands Erlösung von dem unseligen Druck eines wesensfremden verlogenen internationalen Sozialismus.

Wie weitet sich seine jugendliche Brust, als er die erhebende Gewißheit erlangt, daß unter dem Hakenkreuzzeichen die wahre völkische Blutsverbundenheit herrscht, die er gesucht hat mit dem heißen Verlangen seiner deutschen Jungenseele. Die Lehre Adolf Hitlers ist für Horst Wessel das deutsche Evangelium einer neuen Zukunft seines heiß geliebten Vaterlandes. Aber mit diesem befreienden Erkennen von der Wahrheit der Idee des großen Führers war auch die unwiderlegliche Einsicht verbunden, daß hier kein Umformen einzelner Teile helfen könne, sondern daß ein ganz neues Deutschland auf dem Neuland der nationalsozialistischen Weltanschauung aufgebaut werden müsse. Alle veralteten Begriffe mußten vor der neuen Einordnung in die völkische Denkart weichen und beiseitegeschoben werden.

So wurde der junge Horst Wessel ein Soldat und Kämpfer für das Dritte Reich.

Mit erstaunlicher Klarheit entwickelt sich seine Lebenslinie mit Beharrlichkeit unter dem Antrieb seines urdeutschen Blutes und Geistes nach diesem einen Ziel, Kämpfer für Deutschlands Freiheit zu werden wider seine Feinde im Innern. Gegen die falschen Führer, die das Volk belogen, betrogen und aussaugten, und wider ihre rote Schutzgarde, den Mob der Straße.

Der pflichtgetreue SA.-Kämpfer

Im roten Berlin

Der junge SA.-Mann trägt nun das Ehrenkleid in der erdverbundenen braunen Farbe. Die Hakenkreuzbinde leuchtet an seinem Arm, er marschiert in den braunen Reihen mit. Die braune Tracht ist die Uniform einer deutschen Ehrengarde der Pflicht, die in Deutschlands dunkelsten Tagen gegen eine gewaltige Übermacht böswilliger, rachgieriger Feinde mit ungebrochenem Mut den Kampf aufnahm unter dem begeisterten Antrieb eines in den deutschen Herzen wurzelnden Glaubens an eine hohe Idee für Deutschlands Zukunft.

Adolf Hitler, den die deutsche Not zum Führer berufen hatte, erkannte, daß selbst mit der größten Rednergabe und den stärksten Beweismitteln nichts gegen die derzeitigen Machthaber und ihre Parteigenossen auszurichten sei, solange der rote Terror der Straße, auf den sich die Gegner stützten, nicht gebrochen sei. Sein hervorragender organisatorischer Geist erfand auch sofort das Bekämpfungsmittel. Er schuf die SA. und stellte erstmalig eine politische Kampftruppe mit soldatischer Gliederung und Ausbildung für den schwierigen Kampf auf der Straße auf. So entstand die braune Armee, die sich in diesem harten Ringen gegen eine erdrückende Überzahl von Gegnern, denen selbst das verwerflichste Kampfmittel recht war, durchsetzte und siegte. Von seiten der Behörden war diese braune Kampftruppe den härtesten Verfolgungen ausgesetzt, die ihre Kampftätigkeit mit allen gesetzlich erlaubten und unerlaubten Mitteln zu unterbinden suchte. Doch nicht genug daran, daß die rohen

Gegner sie auf manchmal unmenschliche Art bekämpften, und die Ordnungshüter des Nachkriegsdeutschlands sie mit Hilfe staatlicher Machtmittel drangsalierten, auch ein großer Teil der bürgerlichen Zeitungen als Sprachrohr des liberalistischen bürgerlichen Volksteils überschüttete die treuen Kämpfer für ein neues besseres Deutschland und seine Befreiung mit Beschimpfungen. In der Presse wurden diese ehrlichen Soldaten der Volksbefreiung als verächtliche Raufbrüder und wüste Radaumacher bezeichnet. In blindem Unverstand und engstirniger Verbohrtheit bewarf man die mit Schmutz und Schimpf, die doch für nichts anderes stritten, duldeten und bluteten, als diesen bürgerlichen Volksteil von der Bedrückung des unduldsamen roten Sozialismus freizumachen.

Doch nichts vermochte den Kampfwillen der braunen Sturmtruppe zu brechen oder ihren Siegeswillen zu lähmen.

Am schwierigsten war naturgemäß der Kampf der SA. in Berlin, der roten Hochburg. Durch ganze Straßenviertel brandeten die roten Terrorwogen, alles überflutend, was sich ihnen entgegenstellte. Verworfenes Menschentum stand hier in den verrufensten Stadtvierteln im Dienst der Regierungsgewaltigen aus dem roten Marxistenlager, bereit, die aus Moskau übermittelten Befehle auszuführen. Darin lag eine Vergewaltigung deutschen Geistes und Blutes, wie sie härter nicht gedacht werden kann.

Und dorthin sandte Adolf Hitler den redegewaltigen Doktor Josef Göbbels. Aber nie wäre es dem großen Redemeister möglich gewesen, seine flammenden Anklagen, seine begeisterten Hinweise auf eine neue Zukunft Deutschlands durch die hohe Idee des Nationalsozialismus in die breiten Massen zu schleudern, wenn nicht der pflichtgetreue Saalschutz der SA. für Ruhe und Ordnung gesorgt hätte. Mit allen Mitteln versuchten die Kampfhorden der roten Organisationen die nationalsozialistischen Versammlungen unter allen Umständen zu sprengen, um den Polizeiorganen, die den Regierungsgewaltigen gehorchen mußten, den ersehnten Anlaß zur Auflösung der Versammlung zu geben und damit den gefürchteten Gegner mundtot zu machen.

Jawohl, man begann im roten Lager die kühnen Redner und ihre braunen Schutzstaffeln zu fürchten, wie das Brüchige und Verderbliche stets die Wahrheit und das Gute fürchten und hassen wird.

So stand die SA. in Berlin in einem schweren, anscheinend aussichtslosen Kampf, als Horst Wessel das Braunhemd anzog und in die Reihen der Sturmbataillone des Dritten Reiches eintrat. Ein ehrlicher Manneszorn erfüllte diesen jugendlichen Soldaten, der sich gegen alle diejenigen richtete, die in blindwütigem Parteiwahn mit den edelsten Gütern des deutschen Volkes gemeinen Schacher trieben. Ihnen sagte er den Kampf an mit allen Kräften seines sportgestählten Körpers und jeder Regung seines hohen Geistes. Verachtung und schärfste Verurteilung aber hatte er für die bürgerlichen Kreise, die in spießerischer Unvernunft und gänzlicher Verkennung der wahren Lage Zeter und Mordio schrien über den gewiß nicht immer in schönen Formen sich abspielenden, aber höchst notwendigen Kampf der SA. um die Freiheit und Rettung des deutschen Volkes. Es gab kein anderes Mittel mehr, als den Streit mit den vom Gegner gebrauchten Mitteln und an dem von ihm behaupteten Kampfplatz auszutragen.

In dem nun folgenden Lebensabschnitt bis zu dem frühen, beklagenswerten Ende seines dem Vaterland geweihten Daseins blieb Horst Wessel der SA. verbunden bis in die letzte Faser seines Denkens und Handelns hinein. Die Geschichte der SA. in ihrem erbittert und unerbittlich durchgeführten Kampf gegen die rote Terrorgewalt ist ohne Horst Wessel nicht denkbar — und umgekehrt, Horst Wessels Leben erhielt erst durch seinen Eintritt in die Reihen der braunen Streiter den Weiheglanz eines deutschen Helden. Der Geist, den der große Führer Adolf Hitler dieser opferbereiten Vorkämpferschar des neuen Deutschlands übermittelte, wurde durch die unermüdliche, hingebende Betätigung Horst Wessels als einfacher SA.-Mann und später als berühmter Sturmführer zur höchsten Blüte gebracht.

So wie der von edelstem Wollen und hehrster Liebe zum deutschen Volk getriebene hohe Geist des großen Führers der nationalsozialistischen

Bewegung die Massen zu neuem vaterländischem Denken antrieb, in einer Zeit tiefsten nationalen Niederbruchs, so wirkte auch Horst Wessels vorwärtsdrängender Kämpfergeist mitreißend und befruchtend auf die Kameraden der SA.-Stürme in seiner von den Strömungen des politischen Lebens durchbrausten Heimatstadt, dem roten Berlin.

Nun hatte aber auch die suchende Seele des jungen Deutschen den lange vergebens ersehnten Anschluß gefunden. Diese SA.-Männer, ergraute, in des Lebens Fährnissen erprobte Arbeiter, junge Studenten, junge und alte Erwerbstätige und Arbeitslose, sie alle umschloß das eine Band des gleichen Strebens, zu leben oder, wenn es das Schicksal wollte, zu sterben für ihres geliebten Volkes neue Zukunft, so wie sie ihnen durch Wort und Schrift von dem großen Führer vorausgesagt wurde. Ihr fester Glaube an Adolf Hitlers Lehre und seine Berufung hielt sie aufrecht in dem aufreibenden Kampf gegen eine wilddräuende, zu jeder Schandtat bereite Gegnerschaft.

Und aus dieser unerschütterlichen Hingabe an die Idee zur Rettung Deutschlands und seines Wiederaufbaus auf einer neuartigen Weltanschauung erwuchs das Schönste, der kameradschaftliche Zusammenschluß, wie ihn Horst Wessel vergebens in allen anderen Organisationen gesucht hatte. Hier hatte er ihn und lebte in ihm auf.

Sein Sturm, dem er angehörte, war eine deutsche Welt, in der sein Wirken und Denken vollständig aufging. Wie schnell hatte er den Wert der Kameradschaftsabende erfaßt, der die Leute dieser aus den verschiedensten Volksschichten zusammengewürfelten Sturmtruppe einander innerlich näherbringen sollte. Während draußen im weiten Deutschland der Klassengeist gepredigt wurde, und der Parteigegensatz verhetzend umging, und die Kluft zwischen Ständen und Volksschichten immer abgründiger wurde, erblühte in diesen Kameradschaftsabenden die deutschblütige Bruderschaft auf zwischen den Männern und Jünglingen, die im harten Dienst auf der Straße sich mit beispiellosem Mut und unerhörter Kühnheit den gewalttätigen roten Massen entgegenwarfen. Der gemeinsame Kampf und die alle Standesschranken niederreißende

Kameradschaft schweißten diese braunen Soldaten zu einer festgeschlossenen Truppe von gewaltiger Stoßkraft zusammen.

Wie kein anderer verstand es Horst Wessel, diese Kameradschaftsabende zu beleben. Sein rühriger, auf allen Gebieten heimischer Geist fand sofort das Rechte heraus, um die aus den verschiedensten Lebensstellungen und Daseinsverhältnissen kommenden Kameraden einander näherzubringen und eine Interessengleichheit zwischen ihnen herzustellen.

Bisher war er mit den untersten Volksschichten nicht in innige Berührung gekommen. Hier lernte er sie kennen, die einfachen Leute vom Schraubstock und aus der Bäckerstube, den Müllkutscher und den Schipper. Jeden wußte er zu nehmen, auch den rauhesten Kerl, denn in ihm waren das deutsche Blut und der Glaube an den Geist der wahren Volksgenossenschaft lebendig. Wie konnte es da anders sein?

Er war doch ein Berliner Junge, hatte als lebhafter Knabe spielend die freien Plätze und dunklen Gassen des Berlin um den Jüdenhof durchtollt, wie sollte er da den rechten Ton nicht finden, um sich mit diesen schlichten Graubärten und jungen Heißspornen aus dem vierten, dem Arbeiterstand, zu verständigen, die alle von der Lehre des großen Führers erfüllt waren und an ihn glaubten mit der Treue ehrlicher Menschen? Nie, so rühmt man von ihm, wurde Horst Wessel, der Student, lehrhaft. In schlichter, gelassener Art wußte er die geistigen Interessen seiner Kameraden zu wecken, in dem Bestreben, ihren geistigen Kreis zu erweitern. Er hatte die Weisheit des Grundsatzes erkannt, daß nur der Geist den Sinn einer jeden Tat veredelt, aus dem heraus sie begangen wird.

Wie kam ihm hier seine Gabe zur Dichtkunst und der Musik zustatten! Was sein Interesse bewegte und ihn antrieb zu nationaler Arbeit, das strömte in seinen Liedern aus, und der Schwung seiner Gesänge belebte die Sturmscharen der braunen SA.-Armee in Berlin und weithin durch das ganze Reich. So wurde er bald nach seinem ersten Einleben der Mittelpunkt des geistigen Lebens der Berliner SA. Doch nicht nur in den Kameradschaftsabenden zeigte sich seine Befähigung zur Führerschaft,

in glänzender, überzeugender Weise trat sie auch im gefahrvollen Dienst auf der Straße in Erscheinung. Horst Wessel waren alle guten Soldatentugenden gleichsam angeboren, sein genialer Geist machte ihn zum geschickten Führer. Seine Unerschrockenheit und seine gelassene Kühnheit schufen ihm nicht nur einen heldischen Ruf, sondern sie rissen auch die ihm unterstellte Sturmschar zu unerhörten Taten hin.

Doch sehen wir, wie es in dem Berlin zu der Zeit aussah, als Horst Wessel in die Reihen der braunen Kämpfer eintrat.

Harter Dienst und schweres Kämpfen

Das Eindringen der nationalsozialistischen Bewegung in Berlin wurde natürlich von den Gegnern als eine dreiste Herausforderung angesehen. Man betrachtete die Reichshauptstadt als ureigenes unbestreitbares Gebiet, in dessen Straßen der rote Mob des Kommunismus das alleinige Recht der Aufmärsche zur Ausübung des Terrors besaß.

Doch Hitler hatte beschlossen, den Gewaltterror durch Terror zu brechen, und so marschierte die SA. wie befohlen auf die Straße, um auch dort, wie in den Versammlungssälen, für die nationale Sache zu kämpfen.

Es wurde ein erbitterter, schwerer Kampf. Wie klein und zerstreut wohnend war anfangs das Häuflein! Aber keiner wich zurück, jeder tat in vollem Pflichtbewußtsein seinen Dienst.

Da war irgendwo eine Versammlung gewesen, Doktor Göbbels hatte mit flüssiger Beredsamkeit und unerschrockener Heftigkeit die Schandwirtschaft der Machthaber gebrandmarkt. Nur unter Aufbietung aller Kräfte hatte die brave SA. die Ordnung aufrecht erhalten und die Ruhestörer gewaltsam entfernen können. Voll Trutzmut hatten die wenigen dem Steinhagel einer johlenden, wütenden Menge standgehalten. Kühn war das Trüpplein zum Gegenstoß gegen die wüste Schar von Rotfrontkämpfern vorgegangen, um den Doktor vor den Angriffen der Rasenden zu schirmen.

Als man ihn glücklich im Auto hatte, dessen Scheiben im Abfahren noch von Steinwürfen zertrümmert wurden, da ging es in geschlossenem Trupp nach Hause. Der Auswurf des Wedding in Berlin kannte schon die Schlagkraft der braunen SA. Solange sie beisammen waren, hielt er sich feige zurück. Aber der eine oder der andere mußte doch schließlich einzeln oder zu zweien eine dunkle Gasse oder einen düsteren Winkel durchschreiten. Mit gespanntester Aufmerksamkeit schlich man so durch die Nacht heimwärts. Aber plötzlich brach es doch aus einem Versteck hervor — drei — vier oder mehr wüste Gesellen mit Knüppeln oder Eisenstangen. Hiebe hagelten auf den Wehrlosen herab, der blutend und stöhnend am Boden lag, während die feige Bande sich nach vollbrachter Tat schleunigst in Sicherheit brachte. Wieder einen der verhaßten Braunen unschädlich gemacht zu haben, war diesen entmenschten Gesellen eine Freude. Sie besaßen ja nichts, was ihnen heilig und verehrungswürdig erschien, weder deutsche Blutsverbundenheit noch Gottesglauben, sondern nur nackte, krasse Gewinnsucht, das Verlangen nach Genuß und den Haß auf alle die, die durch ehrliche Arbeit sich etwas erspart hatten. Keiner von diesen roten Mordbanditen wußte etwas von dem heiligen Begriff Vaterland und Volksgenosse, das hatten die roten Führer ihnen verächtlich gemacht und durch Spott herabgezogen.

Es kam auch vor, daß mehrere SA.-Männer zusammen eine belebtere Straße durchschritten im Gefühl einer gewissen Sicherheit, bis dann plötzlich einer von ihnen aufschreiend zusammenbrach, getroffen von dem Mordstahl eines heimtückischen Feiglings, der in der ihn schirmenden Menge untertauchte.

Überreich an solchen und ähnlichen Mordanfällen ist die Geschichte der Berliner SA.

Die roten Organisationen hatten geglaubt, die schwachen Sturmtrupps gleich im Anfang in alle Winde zerstreuen zu können. Nach kurzer Zeit mußten sie jedoch einsehen, daß sie auf Granit bissen. Ihre Wut steigerte sich bis zur tollen Raserei, und immer gehässiger, immer erbitterter wurde der Kampf geführt. Reichsbanner und Rotfront einigten

sich hier zur Abwehr der Nazis, denn sie erkannten schnell, daß sie nicht nur die SA. der Straße zu fürchten hatten, sondern daß auch die klare, wahrhaftige Lehre Adolf Hitlers von der deutschen Wiedergeburt anfing, viele Genossen der roten Front zu der Front unterm Hakenkreuz hinüberzuziehen.

Auch die Machthaber merkten, daß die Lehre von dem nationalen Sozialismus der ihren vom internationalen Abbruch tat, daß der Aufruf zur Blutsverbundenheit und der Einigung aller Stände ihrer Klassenverhetzung über war und nur zu willige Ohren innerhalb der eigenen Scharen fand. So wurde denn die Polizei mobilgemacht und das Gesetz in ungerechter Schärfe gegen den Nationalsozialismus angewendet.

Jeder der SA.-Leute kannte das Innere des Polizeipräsidiums am Alexanderplatz. Oftmals waren sie verhaftet, verhört und wieder freigelassen worden. Sie lachten darüber, und die Beamten kannten sich bald in ihnen aus, sie wußten, weder grobes Anfahren noch biedere Freundlichkeit lockte andere Aussagen aus ihnen heraus als die, die die Braunhemden für günstig ansahen.

Unter dem herrschenden System der Weimarer Koalition war an die Behörden und Polizeiorgane die Losung ausgegeben worden, den Nationalsozialismus und seine Anhänger um jeden Preis zu unterdrücken. Dies wirkte sich so aus, daß die Hitlersoldaten von den gehorsamen Polizeiorganen in schärfster Weise überwacht und vorgenommen, während ihre Gegner aus dem roten Lager kaum beachtet und selten festgenommen wurden. Somit waren die braunen Kämpfer der SA. in gewissem Sinne vogelfrei. Ihre Gegner nutzten natürlich diese Lage ergiebig aus und erlaubten sich, unangefochten von der Polizei, die unerhörtesten Übergriffe.

So war die Lage, als Horst Wessel, dessen Hingabe und Führereignung von der Leitung längst erkannt war, nun selbst Führer wurde. Seine Unerschrockenheit und gelassene Kühnheit in Verbindung mit der raschen Auffassungsgabe und einer genauen Kenntnis der Einstellung seiner roten Gegner machten ihn zu dem hervorragenden Führer, als der er

sich in dem nun ausbrechenden, an Erbitterung immer mehr zunehmenden Kampf erwies.

Der Gauleiter Doktor Göbbels ahnte sofort, was für Kräfte der starke, strahlende Geist dieses aufrechten blondhaarigen Studenten in der Bewegung zu tätigem Leben erwecken und der guten Sache dienstbar machen konnte. Diese Überzeugung drängte sich ihm erst recht auf, wie er ihn als Redner auftreten sah und hörte. Sozusagen über Nacht war das Rednertalent in Horst Wessel zum Durchbruch gekommen. Er trat ebenso kühn, gelassen und sicher wie im Kampf auf der Straße den Gegnern in der Wortschlacht entgegen. Wie konnte das auch anders sein? War doch seine Seele ganz erfüllt von der treibenden Liebe zu Volk und Vaterland, erkannte doch sein heller Geist die Not des Volkes, sah er doch klar, wie das deutsche Volk unter der brutalen, eigensüchtigen und verlogenen Führung der raffgierigen Bonzenclique immer tiefer ins Elend geriet. Anderseits erkannte er in der Lehre Hitlers und in der neuen Weltanschauung des Nationalsozialismus den einzigen Weg zur Rettung. So strömten ihm die rechten Worte zu, und er wußte sie mit der überzeugenden Wucht der Wahrheit vorzubringen.

Auf dem Parteitag in Nürnberg hatte er den großen Führer kennengelernt. Die unwiderstehliche Antriebskraft, die von dem starken Geist Adolf Hitlers ausging, riß auch Horst Wessel mit, und die Macht der Persönlichkeit überzeugte auch ihn. Bis in die Tiefen seiner starken, von Liebe zum Volk und edler Begeisterung getragenen Seele war er von den empfangenen Eindrücken erschüttert.

Sturm 5

So stark war die Wertschätzung der hervorragenden Eigenschaften Horst Wessels, daß ihm die Gauleitung bei der Ernennung zum Truppführer die Wahl des Trupps freistellte.

Es ist nun bezeichnend für den Arbeitsgeist des jungen Pfarrersohnes, daß er sich ausgerechnet den schlimmsten Trupp in der verrufensten Gegend, den Trupp 34 vom Friedrichshain, erwählte.

Er wußte, weshalb er das tat. Dieser Trupp, nur aus einem Bäckerdutzend unbotmäßiger rauher Kerle bestehend, war verlottert. Er vegetierte nur eben so in einem der ärgsten Kommunistenviertel und konnte sich nur mit großer Mühe unter dem wüstesten Terror seiner rüden, gewalttätigen Umgebung am Leben erhalten. Von regsamer Betriebsamkeit oder gar von sieghaftem Vordringen und Zuwachs konnte nicht im entferntesten die Rede sein.

Seine Kameraden verstanden den tieferen Grund für diese Wahl nicht sogleich. Sie machten ihm Vorwürfe, daß er diesen „schlimmsten Sauhaufen", wie sie in ihrer berlinerisch geraden Redeweise den Trupp bezeichneten, erwählt habe, während er doch sogar seinen alten zweiten Sturm oder gar den siebzehnten von der vierten, der berühmten Standarte „Zackig", haben konnte. Nein, ausgerechnet in jene als rote Hochburg verschriene wüste Gegend mußte er gehen. Sie warnten ihn: „Bleib weg dort, Junge! Die roten Banditen haben dir so schon den Tod jeschworen, da kannste wat erleben, in die verluderte Jegend!"

Doch Horst Wessel ließ sich nicht irre machen. Gelassen antwortete er: „Laßt man, Kameraden, das wird bald anders werden dort!"

Und es wurde auch anders, überraschend und wuchtig trat der Wandel ein, den der geistige und kämpferische Antrieb dieses blondköpfigen Führers herbeiführte.

Horst Wessel hatte den Worten des großen Führers gelauscht, sie in sich aufgenommen und stand im Begriff, sie in die Tat umzusetzen. Er wußte, was nach Adolf Hitlers Willen die SA. sein sollte und welche hohe Aufgaben ihr zugedacht waren. Keine geheime politische Vereinigung, kein Wehrverband, der den alten Soldatengeist hegte und pflegte und sich in alten Traditionen sonnte, sondern eine aktive Kampftruppe mit soldatischer strammer Ausbildung und straffster Disziplin. Ihr Kampffeld war die Straße, ihr Gegner die roten Schutzgarden der marxistischen

Regierungsgewaltigen, und ihr Kampfziel ein neues, ein besseres Deutschland.

Und so ging Horst Wessel daran, die verlorene Rotte, den Trupp 34, zu einer starken Sturmschar der braunen SA. umzuformen.

Zum erstenmal trat er unter sie, sprach zu ihnen. Außer den zwölf hatte sich eine Menge Neugieriger eingefunden, um zu hören, was dieses blutjunge Studentlein, dem die Gauleitung unbegreiflicherweise die Führung des verwahrlosten Trupps in der gefährlichsten Gegend des roten Berlin anvertraut hatte, ihnen erzählen würde.

Horst Wessel ließ seine Augen über die Versammelten gleiten und erkannte scharfen Blicks, was für eine Gedankeneinstellung hinter den kantigen Stirnen lebte. Er ersah aus den oft lässig spöttischen Mienen, wie wenig Vertrauen man ihm hier entgegenbrachte. Aber gerade diese offenkundigen Widerstände reizten ihn, seine Kraft wuchs daran, und sein unerschütterlicher Glaube an den Sieg gab seiner Rede die überzeugende Wucht.

Er sprach zu ihnen. Ruhig und bestimmt formte sein Mund die Sätze. In klarer Form vermittelte er diesen Widerstrebenden die Lehre vom Nationalsozialismus und wie die Wege des großen Führers zum Zusammenschluß des ganzen Volkes und zur Rettung Deutschlands führen müßten.

Sein starker Geist war von den Reden eines Göbbels und von den gewaltigen Ideen des großen Führers befruchtet worden, so daß etwas von der zwingenden Macht dieser hervorragenden Männer in ihm lebendig war und aus ihm hervorbrach.

Zum Schluß forderte er die Anwesenden auf, an dem großen Kampf für Deutschlands Befreiung von undeutscher Führerschaft und rotem Terror tätigen Anteil zu nehmen. Es genüge nicht, mit der Bewegung zu sympathisieren, sondern in den Reihen der SA. für Deutschland und seine bessere Zukunft zu kämpfen.

Als nun einer der Burschen in lässigem Ton sagte, sie seien doch vom Trupp und weiteres Reden habe keinen Sinn, da fuhr Horst Wessel den Sprecher hart und scharf an: „Wenn du vom Trupp bist, dann steh auf,

sobald du mit mir, deinem Führer, sprichst. Ich verlange, daß ihr euch anständig und soldatisch benehmt, verstanden! Los aufstehen, wer vom Trupp ist!"

Sieh da — unter seinen zwingenden Blicken standen alle auf. Dreißig Mann war der Trupp nach diesem ersten Abend stark. Ein schöner Erfolg. Der älteste von ihnen hatte seine fünfundsechzig Jahre auf dem Buckel, die jüngsten zählten je ihrer fünfzehn.

In regelrechter Drillarbeit schuf Horst Wessel aus dieser verschiedenartig zusammengesetzten Schar eine stramme soldatische Truppe. Leicht war's wirklich nicht. Schwer hielt es, ihnen Disziplin in den Leib zu bringen, waren doch Leute darunter, die vier Jahre Frontkrieg hinter sich hatten und in allen möglichen Freikorps herumgeflogen waren. Aber Horst Wessel hielt unerbittlich auf straffe Ordnung und ließ ihnen nichts durchgehen. Daß er trotzdem diese widerhaarigen Elemente zu einem geschlossenen Trupp zusammenschweißen konnte, verdankte er nicht allein seiner energischen Kommandogewalt auf dem Exerzierplatz, sondern zum größten Teil seiner unermüdlichen Fürsorge auch außer dem Dienst und vor allem seinem Kameradschaftsgeist. Mit sicherem Blick nahm er in den von ihm eingeführten Sturmabenden die geistige Betreuung in die Hand. Alle seine Freizeit widmete er den Leuten, kannte alle ihre Nöte, half, wo er nur konnte, und zeigte ihnen so, daß er ihr Kamerad auf Leben und Sterben sei, dem sie unbedingt in allen Lagen vertrauen durften, in und außer dem Dienst. So schloß sich der Ring des Vertrauens um diese noch vor Wochen gering geschätzte Schar, und sie wurde die beste und hervorragendste Kampftruppe der Berliner SA. nur durch den alles durchdringenden Geist Horst Wessels, des jungen Studenten aus der Jüdenstraße.

Es kam die Zeit, da warb sein Name allein schon. Hundert Mann zählte bald der Trupp, den Horst Wessel in Stärke eines Bäckerdutzend übernommen hatte. Doch das Bemerkenswerteste an dem Zuwachs war, daß die besten, festesten Mitglieder aus Rotfront zu ihm herüberwechselten. Es war dies nur natürlich und leicht zu erklären. Die denkenden

Angehörigen der roten Cliquen waren schon längst mißtrauisch geworden, weil doch alles im Reich den Krebsgang ging, und als sie nun die Heilsbotschaft aus dem Munde eines Horst Wessel vernahmen, da riß es sie mit unwiderstehlicher Gewalt in seine Reihen.

Dieser beispiellose Erfolg von Horst Wessels Führerschaft blieb selbstverständlich dem Osaf-Ost, dem obersten SA.-Führer von Berlin, nicht verborgen. Er fühlte die Verpflichtung in sich, dem Führer wie den treuen Leuten eine ehrende Genugtuung zu bereiten. So machte er den Trupp zum Sturm und verlieh ihm in Anerkennung der besonderen Leistungen die niedere Nummer: Sturm fünf.

So zog der Geist eines von Vaterlandsliebe durchglühten, von der nationalsozialistischen Lehre begeisterten jungen deutschen Mannes immer weitere Kreise in der Berliner SA. Immer größer wurden seine Verdienste, immer fester schlang sich heldischer Ruf um seinen Namen. Er stand nun auf dem Sprung zu Taten.

Für Horst Wessel hatte seine hingebende Arbeit für die Einrichtung und Festigung der Sturmschar noch eine andere, tiefergehende Bedeutung. Durch seine unermüdliche fürsorgende Betätigung im Sinne der Kameradschaft auch außer den Dienststunden war er den Menschen des vierten Standes viel nähergekommen, als dies vordem der Fall gewesen war. Er hatte einen tieferen Einblick in ihr Dasein getan und ihr Leben in den oft äußerst kärglichen Verhältnissen mitgelebt, ihre Nöte und Sorgen als die eigenen empfunden.

Daß dieses Erleben nicht ohne nachhaltige Einwirkung auf einen so stark empfindenden Menschen wie Horst Wessel bleiben konnte, ist erklärlich. Er, der Pfarrersohn, der leibliche und geldliche Not nie kennengelernt hatte, dessen Dasein in gesicherten Bahnen verlaufen war, er sah nun, wie arme Menschen mit den Nöten des durch Mittellosigkeit erschwerten Daseins zu ringen hatten und wie sie doch im Grunde so tapfer, oft mit einer Art grimmigen Humors, den Kampf um das tägliche Brot und alle anderen Lebensnotwendigkeiten als nicht zu umgehende Tatsache aufnahmen.

Die Einblicke in die Notkämpfe seiner Kameraden, um deren Liebe er warb, nachdem er sich ihr Vertrauen erkämpft hatte, erschütterten ihn.

Er, der die großen Grundideen Adolf Hitlers für den Neuaufbau von Reich und Volk kannte und von seiner Lehre durchdrungen war wie wenige, er sah hier mit tiefer Bewegung, wie berechtigt die Umwandlung im Aufbau und in der Vereinigung der Stände im Volk war.

In das gesicherte Gleichmaß seiner Tage als Angehöriger einer Familie der bevorzugten Stände war nie etwas von dem Wirtschaftskampf der armen Menschen gedrungen. Und nun trat ihm hier der nackte Kampf um Lebensfristung entgegen.

Helfen, helfen — das war der erste Antrieb, der ihn alles, was er besaß, opfern ließ. In den Herzen seiner Kameraden steht es geschrieben mit Worten unauslöschlicher Dankbarkeit, was er ihnen in aller Stille und in tiefster Verbundenheit hingab.

Aber aus diesem Noterleben sog er neue Kraft und neuen Auftrieb für seine hohe Aufgabe, im Kampf den Nationalsozialismus zum Siege zu führen. Er sah hierin nicht allein nur die Rettung seines geliebten Deutschlands, sondern auch die Hebung der untersten Volksschichten aus einem von Nöten aller Art bedrängten Lebensstand.

Der Niedergang Deutschlands unter der Führung und dem Einfluß der herrschenden Machthaber, durch den die untersten und mittleren Volksschichten am meisten zu leiden hatten, zeigte ihm ja klar, daß die Klassenverhetzung den Untergang des deutschen Volkes nach sich ziehen mußte. Aber ebenso bestimmt drängte sich ihm die Erkenntnis auf, daß der Nationalsozialismus mit seiner Überbrückung der Stände und der Volksverbundenheit zu einer Schicksalsgemeinschaft die Rettung aus der Notgefahr bedeutete. Er sah, wie im damaligen Staat des Klassenkampfes für Proleten der vierte Stand immer ärmer wurde und immer mehr verelendete, wie sich einzelne durch rücksichtslose Selbstsucht auf Kosten der Allgemeinheit bereicherten, und erkannte die Verlogenheit und falsche Hohlheit der marxistischen Lehre. Und so stürzte er sich mit neuem Auftrieb in den Kampf, je mehr er an der Not der Armen inne wurde, wofür er kämpfte, litt und stritt.

Horst Wessel der Dichter

Wenn man so Horst Wessels Lebensgang betrachtet und seine innere Entwicklung verfolgt, so ist es nicht verwunderlich, daß der feder- und wortgewandte deutsche Jüngling zum Dichter wurde. Ein junger Mensch, der mit solcher Gemütstiefe alle brennenden Fragen seines Volkes und Landes miterlebt, der wird unwillkürlich auch dem Drang nachgeben, das ihn durchbebende Erleben in dichterische Worte zu fassen. Und Horst Wessel besaß die Gabe der Dichtkunst. Sie äußerte sich ganz naturgemäß darin, worin seine ganze Geistes- und Lebenskraft aufging, im Kampf der SA. für Deutschland.

Als er zum Sturmführer des neuen Sturms fünf ernannt wurde, da pulste eine tiefe Freude über das Gelingen und die Anerkennung seines Werkes durch sein Gemüt. Er mußte diesem Gefühl dichterischen Ausdruck geben, und so entstand sein „Lied vom fünften Sturm":

Wir tragen an unserm braunen Kleid
die Sturmnummer 5 am Kragen,
und wenn es gilt, sind wir stets bereit,
für Deutschland das Leben zu wagen.
Ja, wir sind Nationalsozialisten genannt,
als fünfte Sturmabteilung bekannt.

Ob Ausmarsch oder Versammlungsschlacht,
wir müssen es immer beweisen,
ob vor uns die Schupopistole kracht,
ob die Luft voller Steine und Eisen,
ja in jedem Falle geht Mann für Mann
vom fünften Sturm an den Feind heran.

Für uns da gibt es kein Hindernis,
vor uns da muß alles weichen.
Wo wir angreifen, da ist es gewiß,
daß die Unsern den Sieg erreichen.
Wo andere greifen vergeblich an,
da zieht man den fünften Sturm heran.

Wie sind doch in diesen wenigen Zeilen das kämpferische Wesen, das ihn vorwärtsdrängte, und der Geist der Hingabe so stark und klar zum Ausdruck gebracht! Man fühlt die Lust und den Stolz heraus aus den Worten, womit sein Sturm fünf sich in den Kampf stürzt.

Horst Wessel besaß in hohem Maß die Gabe, das, was seine Seele durchlohte, und sie gehörte bis zum letzten Gedanken der SA. an, war ganz von dem Drang zum Kampf fürs neue Reich erfüllt, in ebenso packenden, wie treffenden Worten festzulegen. Durch ihre Klarheit und Wortstärke rissen seine Lieder auch die Mitkämpfer mit. Sie wurden zuerst in seinem Sturm gesungen und von den anderen übernommen, und erklangen bald in ihrem zwingenden Rhythmus überall da, wo die braunen Bataillone zum Kampf wider die rote Zwingherrschaft aufmarschierten.

Eine ganze Reihe von Gesängen, Liedern und Festspielen hat Horst Wessel seinen Kameraden und dem deutschen Volk geschenkt. Sie alle sind durchdrungen von dem hehren Geist der Hingabe an die Sache der Freiheit, des Nationalsozialismus und des Kampfes für Volk und Vaterland.

Wie sehr er in allen Lagen und zu jeder Zeit von seiner Berufung zum Kämpfer für Deutschlands Befreiung durchdrungen war, und wie ganz er in der Hingabe an sie aufging, davon legt der Umstand Zeugnis ab, daß er oftmals Lieder oder Texte zu Aufführungen im Gefängnis verfaßte, vor oder nach den üblichen Verhören. Mutet es nicht wie eine symbolische Bedeutung an, daß die Gesänge von Kampf und Befreiung aus der Gewaltherrschaft roten Terrors aus den vergitterten Räumen des Kerkers hinausströmten und die Menschen für das neue Deutschland begeisterten?

Kampfluft weht durch rote Viertel

Sobald nur Horst Wessel seinen fünften Sturm einigermaßen im Zuge hatte, führte er ihn auch an den Feind. Seine kämpferische Natur verlangte dringend nach Betätigung. Die ersten Streifen im Bezirk

Friedrichshain, bisher fester Besitzstand der roten Garden, wirkten wegen der unerhörten Kühnheit völlig verblüffend auf die Gegner. Sie konnten es nicht fassen, daß ein solch kleiner Trupp es wagte, gegen eine mehr als zwanzigfache Überlegenheit aufzutreten. Hinterlistige, feigherzige Überfälle roher Roten auf einzelne SA.-Männer waren nicht selten. Bisher hatte sich in dem gefährlichen Machtbereich noch kein SA.-Mann sehen lassen.

Danach fragte ein Horst Wessel wenig. Wo es am gefährlichsten zuging, dort suchte er seinen Platz. In einzelnen Gruppen oder Trupps von zwei und drei Mann auf getrennten Wegen zogen die SA.-Leute von Sturm fünf durch das abendliche Berlin möglichst unauffällig ihrem aufgegebenen Sammelplatz zu.

Plötzlich tönte ein scharfes Pfeifensignal durch die Straßen oder Gassen, und flink eilten die überall versteckt harrenden SA.-Kämpfer herbei. Der Zug ordnete sich schnell, und im Laufschritt ging es zu dem Lokal, wo der Gegner sich versammelt hatte.

Der Einbruch der Nazis in ihr ureigenstes Gebiet machte die Roten zunächst sprachlos. Dann heult und gellt es los. Eine Flut wüstester Schmähungen prasselt über die geschlossene braune Garde herein. Aber die steht eisern und pflichtgetreu; so hält sie den Hagel aus, ohne durch Tätlichkeiten herauszufordern. Der überwachende Beamte wartet nur darauf, daß man handgreiflich vorgeht; aber es geschieht nichts von seiten der Braunhemden. In straffer Ordnung befolgen sie die Anordnungen ihres jungen Führers. Die erbosten Rotfrontler müssen ebenfalls ihrem Verlangen nach Tätlichkeiten Zügel anlegen, wenn sie nicht wollen, daß die Versammlung aufgelöst wird.

Horst Wessel tritt vor und spricht. Mit der abwägenden Ruhe eines erfahrenen Volksredners. Aber auch mit der schneidenden Schärfe eines entschlossenen Kämpfers schleudert er seine Sätze in die dumpf gärende Masse, ohne sich von den stechenden Haßblicken der Feinde beirren zu lassen. Seine Rede ist zugleich eine Kampfansage an den heimtückischen

Mob, der die hinterhältigen Angriffe auf einzelne wehrlose SA.-Männer als eine Art Sport betreibt und sich noch dieser dunklen, feigen Untaten rühmt. Die Tonart, in der die rote Presse über derartige unmenschliche Mißhandlungen und Totschläge berichtet, ist so gemein und zynisch, daß jedem Deutschen die Schamröte ins Gesicht steigen muß, weil diese Schandberichte in deutscher Sprache veröffentlicht wurden. Knirschend vor Wut horchen die Feinde auf, als Horst Wessel ihnen mit markiger Stimme die Drohung zuruft, daß die SA. nun nicht mehr gewillt ist, den roten Gewaltterror ungestraft zu lassen. Für das Niederschlagen eines SA.-Mannes soll harte Vergeltung geübt werden, und jeder hinterlistige Messerstich, jeder Totschlag werden nunmehr blutige Sühne finden. Auge um Auge, Zahn um Zahn! So schleudert Horst Wessel den feigen, entmenschten Gegnern die Drohung auf gerechte Vergeltung furchtlos ins Gesicht.

Sie murren, knurren wie tückische Raubtiere, wagen aber angesichts der entschlossenen Haltung der Braunhemden keinen Angriff. Sie kennen die Schlagkraft und Wucht, mit der der Sturm fünf vorgeht. Eins hat Horst Wessel erreicht: die roten Feinde haben ihn und seinen wackeren Sturm fürchten gelernt. Zu oft schon erhielten sie in der letzten Zeit Proben von dem Mut, der Unerschrockenheit und dem Draufgängertum dieses in ihren Kreisen bestgehaßten Sturms fünf.

Nachdem Horst Wessel seinen Gegnern in ritterlicher Weise so den Fehdehandschuh hingeworfen hat, verläßt er mit seiner kühnen Schar das Lokal, umbrandet von den Beschimpfungen der wüst tobenden Gesellschaft. Wohl gibt es an verschiedenen Stellen kleine Tumulte, Biergläser kommen geflogen, schlagen zerklirrend auf den Boden, sogar Stühle werden als Wurfgeschosse benutzt, doch von Mann zu Mann wagt sich keiner zum Angriff vor. Man hat zum eigenen Schaden im roten Lager in Friedrichshain einsehen gelernt, daß ein schlagkräftiger Geist, der Geist eben dieses jungen Studenten in die SA. vom Sturm fünf hineingefahren ist. Zu offenem Kampf ist dieses niedrige Gesindel viel zu feige.

Draußen angekommen, tönen scharfe Kommandos. Die Sturmtruppe ordnet sich schnell, ruhig wie auf dem Exerzierplatz und im Gleichschritt wird losmarschiert. Durch die Straßen des Viertels, einer Hochburg des Kommunismus, brausen, aus freudigem Hochgefühl der Stärke heraus gesungen, die Sturmlieder des jugendlichen Führers. Wie Fanfaren klingt es, neuen Kampf, aber auch eine neue Zeit des Erwachens ankündend für ein Stadtgebiet, in dem die düstere Verhetzung ihr schandbares Vernichtungswerk am deutschen Geist treibt.

Im roten Hauptquartier tobte und schäumte ein Entrüstungssturm, weil der verhaßte, viel schwächere Gegner es gewagt hatte, in ein unbestrittenes Gebiet der roten Front einzubrechen, ihnen das allein und gewaltsam beanspruchte Recht auf die Straße streitig zu machen.

Noch mehr aber empört war man im roten Lager darüber, daß die tüchtigsten Mitglieder aus Rotfront nun als treue SA.-Männer im Sturm fünf Dienst taten. Sie brauchten nicht lange nach der Ursache zu forschen, Horst Wessels Beredsamkeit im Bunde mit seiner untadelhaften Gesinnung als Kamerad und Führer öffnete den Verirrten die Augen und zeigte ihnen den einzig richtigen Weg.

Diese Erkenntnis erzeugte einen Sturm des Hasses in den Reihen der Feinde, der sich gegen Horst Wessel, den jungen blonden Studenten aus der Jüdenstraße, richtete. Horst Wessel war nun der am meisten gehaßte und verfolgte Mensch in Berlin. Er teilte das Schicksal des Gauleiters Doktor Göbbels, den seine treue SA. nur zu oft manchmal mit knapper Not aus den Klauen dieses hinterhältigen Gesindels hatte retten können. Des rheinischen Mannes kühne, treffende Sprache, die überzeugende Macht seiner Rede war den Berliner Machthabern des Weimarischen Systems ein Pfahl im Fleisch. Um ihn unschädlich zu machen, wurde der Mob aufgewiegelt und der Abschaum der Großstadt auf ihn gehetzt.

Nun gar dieser dreiste Junge aus der Jüdenstraße, der nicht nur durch seine Sprachgewalt, sondern mehr noch durch seine unerhört kühne Angriffslust und seine geschickte Führung im Kampf auf der Straße die

Reihen der Rotfront zersetzte und zermürbte! Den zu beseitigen war nach Ansicht der Rotfrontführer noch viel dringender nötig.

So kam es, daß auf allen Wegen auf Horst Wessel bei Tag und bei Nacht Gefahren lauerten. Es blieb ihm nicht verborgen, daß man ihn aus dem Weg räumen wollte, die Anzeichen dafür traten zu klar in Erscheinung. Aber er war Soldat, Kämpfer für sein Volk und ein neues Deutschland, da gab es kein Zurückweichen. Ruhig und voll zuversichtlichen Mutes tat er seinen Dienst weiter. Er harrte treu auf seinem Posten aus. Freundlich, aber bestimmt wies er gut gemeinte Warnungen der Kameraden zurück. In diesem jungen Menschen war der rechte Heldengeist lebendig, der ihn unbeirrt seinen Weg weitergehen hieß. Nicht aus Übermut oder leichtsinnigem Draufgängertum trotzte er gelassenen Mutes den Gefahren, sondern weil ein starkes, tief in sein Wesen eingedrungenes Pflichtgefühl den jungen Menschen antrieb.

Sturm fünf erhält eine Schalmeikapelle

Horst Wessels erfinderischer Geist war stets auf der Suche nach Wegen und Mitteln zur Bekämpfung der Gegner. Oftmals hatte er sich geärgert, wenn der aufreizende Klang der Schalmeikapelle bei Umzügen der Kommunisten sein Ohr traf. Er wußte, die Roten waren stolz auf diese grell schallende herausfordernde Musik, die sie als ein ihr allein zukommendes Werbemittel der Straße betrachteten.

Bald stand es für Horst Wessel fest: sein Sturm mußte eine Schalmeikapelle haben, koste es, was es wolle. Ganz schön gedacht, aber woher die Instrumente nehmen? Das kostete Geld, und das hatten sie doch nicht.

Was Horst einmal in Angriff genommen hatte, das führte er auch durch. Sein erfinderischer Geist löste auch diese schwierige Frage. Durch Ausgabe von kleinwertigen Gutscheinen und sonstigen Hilfsmitteln setzte er die Sache durch, und eines Tages marschierte sein Sturm durch die Straßen von Berlin mit einer Schalmeikapelle an der Spitze.

Darob natürlich große Verblüffung im eigenen Lager und erst recht in den Kreisen der roten Moskowiter, die vor Wut schäumten. Aber was wollten sie dagegen machen?

Spielen konnten die wackeren Bläser noch nicht gleich, aber der Antriebskraft eines Horst Wessel gelang es schon nach kurzer Zeit, die Kapelle spielfähig zu machen. Das Spiel war nicht schwer zu erlernen, und man hatte ja in den eigenen Reihen eine Anzahl Leute, die früher bei dem Gegner in dessen Schalmeikapellen mitgewirkt hatten. Bald klappte die Geschichte.

Nacht brach über Berlin herein. Auch in den Straßen des dunkelsten, verrufensten Berlin flammte die Beleuchtung auf, spärlicher natürlich als in den vom Verkehrsstrom durchfluteten Straßenzügen. Dumpf, verhalten, heimlich und scheu gleitet in diesem roten Viertel das nächtliche Leben durch krumme, zum Teil enge Straßen.

Da — was ist das? Ziehen die Kommunisten wieder mal um unter den aufreizenden Klängen ihrer Schalmeien, die den braven Spießern Bauchgrimmen verursachen? Es muß wohl so sein, denn außer Rotfrontlern wagt sich doch kein Verband mit einem Aufmarsch in diese Gegend, in denen die roten Kommunisten allein die Herrschaft beanspruchen und ausüben.

Doch die Rufe „Berlin bleibt rot!“, „Heil Moskau!“ und „Tod allen Faschisten!“ ertönen nicht, die sonst bei derartigen Aufzügen drohend zu den Häuserfronten emporbrausen.

Nanu, was ist denn das? Die Melodie kennt man doch — Nazilieder, Nazimärsche schmettern in hohem, frischem Klang durch die nächtlichen Viertel des roten Hauptquartiers. Die Schalmeikapelle des Sturms fünf voran!

Ja, sie sind's! Die Nazis marschieren mitten in der Nacht mitten durch das feindliche Lager, in dem sich bisher kein Braunhemdmann zeigen durfte, wollte er nicht Gefahr laufen, niedergeschlagen oder durch einen hinterhältig beigebrachten Messerstich um die Ecke befördert zu werden.

Und jetzt marschieren die SA.-Stürme geschlossen hinter ihrer schwer und unter Opfern erkämpften Schalmeikapelle drein, in geordneten Kolonnen und festem Schritt. Über den Zügen schwebt der hallende Gesang ihrer Lieder von Kameradschaft, Treue und Hingabe an das deutsche Vaterland, füllt donnernd die engen Straßen und knallt dem Gegner in die Ohren.

Bestürzung und Verstörtheit erweckt dieser unerhört kühne, herausfordernde Nachtmarsch durch bisher unbestrittenes Feindgebiet bei den Gegnern, die entsetzt und verblüfft auf den Zug stieren. Dann steigt ihre Wut nach oben, und ihr wilder, schmutziger Geifer ergießt sich über die mit stolzbewußter Ruhe dahinmarschierenden Züge. Ein wahrer Rattenschwanz johlender, heulender Gegner, von der Berliner Unterwelt gestellt, wälzt sich hinterdrein.

Wie einen Schlag ins Gesicht empfindet der Gegner diesen kühnen Nachtmarsch der braunen SA. durch sein Gebiet.

Wer mag denn nur diesen beschimpfenden Plan ausgeheckt haben, geht die Frage um.

Wer, wer, wer? Doch nur der eine, jener blondhaarige Student mit dem ruhigen Gesicht, den festblickenden Augen und der stolzen Haltung. Habt ihr ihn denn nicht gesehen? Er marschierte doch gleich hinter der Schalmeikapelle vor dem Sturm fünf. Der Satan hole sie, ihn, die Kapelle und den Sturm selbst! Dieser Horst Wessel ist die Seele des Ganzen, er erfindet immer neue Mittel, um die Macht der Roten auf der Straße, im Versammlungslokal und in den roten Verbänden zu lockern. So manchen, der mit Leib und Seele dem Kommunismus oder dem Marxismus anzugehören schien, hat er durch seine Beredsamkeit zu der braunen Armee übergeführt.

Er und immer wieder er, der junge begeisterte, von des großen Führers wahrer Idee ganz durchdrungene Vorkämpfer für ein neues Reich trat den in ihrer Machtstellung sich unangreifbar fühlenden roten Massen in augenfälliger Stellung, Schaden und Unheil stiftend, entgegen.

Sein Name lief von Mund zu Mund um im roten Lager. Eine zischende, brodelnde Haßwelle zog wie schäumendes Kielwasser hinter einem stolzen Ozeandampfer hinter seiner Gestalt her. Bald formte sich dieser Haß zu dem einen Vernichtungsgedanken aller, die zur roten Front gehörten: er muß beseitigt werden, muß fallen.

Aber nicht nur die breite Masse der im dunkelsten Berlin hausenden Anhängerschaft der Kommunisten verfolgte die lichte, in stolzer, kühner Gelassenheit durch die Kampffelder schreitende Gestalt des jungen Sturmführers mit bösem Vernichtungswillen, auch die gegnerischen Führer waren auf seine für sie so ungeheuer schädliche Tätigkeit aufmerksam geworden. Je mehr sein Werk fortschritt, um so stärker festigte sich der Gedanke seiner Beseitigung in den Führerkreisen der Gegner. Sie wußten es: Horst Wessel war eine Armee wert.

Heimlich umschlich ein scheues Heer feiger Mordgedanken die lichte Bahn des jungen Nationalsozialisten. Es blieb ihm nicht verborgen, was man wider ihn plante, aber unbeirrt schritt er weiter als Führer vor seinem Sturm fünf einher, mit einer solch kühlen Kühnheit, die nahezu einschüchternd und bannend wirkte. Immer wieder kamen Warnungen aus Freundeskreisen, er verlachte sie nicht; mit einem freundlichen Wort glitt er darüber hinweg in dem festen Pflichtbewußtsein: „Ich stehe auf einem Posten und harre dort aus, was auch geschehen möge."

Dieser nächtliche Aufmarsch ins Feindesland war nur der Auftakt für weitere Angriffe der braunen Armee des Nationalsozialismus, die Bresche um Bresche in die Befestigungswälle der roten Heerscharen schlug.

Die Fahrt ins Pommerland

An den Orten, wo es galt, das Ansehen der braunen SA. zu heben und den Ideen des Nationalsozialismus Eingang zu verschaffen, trat die Berliner SA. auf, um den örtlichen Sturmscharen zu helfen und für die gute Sache zu werben.

So war auch im Spätherbst 1928 eine Werbefahrt nach dem pommerschen Städtchen Pasewalk befohlen worden. Auf Lastkraftwagen fuhren achtzig Berliner SA.-Leute durch sonnenbestrahltes Land, über deren Häuptern die Hakenkreuzfahnen lustig im Wind flatterten.

Pasewalk war durch einen bedeutsamen Aufenthalt des Führers eine Erinnerungsstätte. Hier hatte Adolf Hitler im Jahre 1918 in einem Lazarett Heilung gesucht von den brennenden Augenschmerzen, die ihn nach einer heftigen Beschießung durch englische Gasgranaten vor Ypern heimsuchten. Hier war es, wo die Sehkraft seiner Augen erlahmte und tiefe Nacht ihn umgab. Schlimme Tage mag der künstlerisch veranlagte Mann, dessen reicher Sinn sich für alles Schöne in Natur und Umwelt begeisterte, dort zugebracht haben, als das tiefe Dunkel ihn umgab und er befürchten mußte, das Augenlicht zu verlieren. Diesem kräftelähmenden Dunkel von außen gesellte sich das innere Dunkel hinzu; denn die Schicksalsstunde brach über das unterlegene Deutschland herein, der Umsturz vollzog sich, und verbrecherische Elemente stürzten das alte Reich, das ein Bismarck für die Ewigkeit geschmiedet hatte. Diese Kunde erschütterte den Soldaten, der vier Jahre für sein Vaterland gekämpft hatte zu Tränen, die seit dem Tode der gütigen Mutter nicht mehr seine Augen genetzt hatten.

Der Name Pasewalk war für den Führer mit den dunkelsten Stunden seines Daseins für immer verbunden.

Und nun rollten Lastkraftwagen die hellgrauen Bänder der Landstraßen entlang, um den freimachenden Geist des Mannes in dem Städtchen auszubreiten und zu vermitteln, der als verzweifelnder, erblindeter Feldgrauer dort harte Tage durchkämpft hatte.

Helle Lust blinkte aus den Augen der SA.-Leute, ein stolzes Kraftgefühl hob ihren Mut im Bewußtsein der Zusammengehörigkeit mit den vielen anderen Gleichgesinnten. Brausend klangen ihre frischen Lieder in die Sonntagsruhe des sonnigen Herbsttages. Das neue Deutschland grüßte mit jugendhellen Stimmen die Menschen in den Dörfern, durch die der Zug fuhr.

Mit der Siegeszuversicht der an eine gerechte Sache Glaubenden sangen sie den herbeieilenden Dorfleuten zu:

Noch ist die Freiheit nicht verloren,
noch sind wir nicht so ganz besiegt,
in jedem Lied wird sie geboren,
das aus der Brust der Lerche fliegt.
Sie rauscht uns zu im jungen Laube,
im Strom, der durch die Felsen drängt,
sie glüht im Purpursaft der Traube,
der brennend seine Bande sprengt.

Laßt euch die Kette nicht bekümmern,
die noch an eurem Arme klirrt.
Zwing-Uri liegt in Schutt und Trümmern,
sobald ein Tell geboren wird.
Die blanke Kette ist für Toren,
für freie Männer ist das Schwert!
Noch ist die Freiheit nicht verloren,
solang ein Herz sie heiß begehrt!

Die Berliner SA. sang dieses Lied besonders gern, war es doch das Lieblingslied ihres Doktor Josef Göbbels. Ihn liebten sie, für ihn stritten und litten sie, in ihm verehrten sie den Stellvertreter des fernen Führers, der ihnen die reine Lehre mit unwiderstehlicher Schwungkraft in Herz und Sinne hämmerte.

Sie empfanden aber auch während des Singens den starken Geist, der aus den Worten des Liedes klang, und Hoffnungsfreudigkeit durchleuchtete die Seelen dieser kampfbegeisterten Menschen. In solchen Augenblicken überkam es diese treuen Braunhemden, wie wenn Pfingstgeist sie durchstrahlte, sie glaubten mit der ganzen Kraft ihrer feurigen Herzen an den Sieg der guten Sache, und alles, alles andere, was das Leben ihnen zu bieten hatte, Beruf, Stellung, Erwerb, es war ihnen gleichgültig. „Laß fahren dahin", wie es im alten Luthertrutzkampflied heißt, für sie waren nur der Kampf und das Einsetzen der eigenen Person das Herrschende.

Mit solchen Truppen mußte Adolf Hitler siegen, wie weiland der große Friedrich bei Leuthen, als seine rauhen Grenadiere geistliche Morgenlieder sangen.

So ging die Fahrt weiter bei frohem, die Herzen weitmachendem Gesang, bis helle Heilrufe ihnen entgegenschmetterten und Hakenkreuzfahnen grüßend winkten.

Mit wehender Hitlerfahne holte die Pasewalker SA. sie ein in die alte Reitergarnisonsstadt, durch deren Gassen einst die Tritte der bespornten Kürassierstiefel klirrten. Gleich beim Empfang wurde die Parole ausgegeben: „Vorsicht — dicke Luft!"

Rotfront hatte auf die Nachricht von dem Werbetag, den die Nazis in Pasewalk abhalten wollten, sofort von Berlin aus Verstärkung nach dem Städtchen beordert, und zwar in mächtiger Überzahl. Schon am Morgen waren sie mit der Bahn eingetroffen. So wurde denn der Boden heiß, Zusammenstöße schienen unvermeidlich.

Unter den Klängen frischer Marschmusik rückten die SA.-Kolonnen in Pasewalk ein. Der mitreißende Rhythmus ihrer von geistiger Gläubigkeit durchströmten Lieder stieg brausend empor und echote in den engen Straßen oder brauste stark und mächtig über die Plätze hin. Belanglose Reibereien und leichtes Geplänkel störten nicht weiter und hielten auch den Zug nicht auf bei der straffen Haltung, die gewahrt wurde. So schien denn alles gut zu gehen.

Nach dem Umzug blieben die Lastwagen unter der Obhut einer kleinen Bewachungstruppe zurück. Die anderen Teilnehmer marschierten zum Schützenhause, wo die Verpflegung für sie bereitstand.

Doch die Ruhe war nur von kurzer Dauer. Von irgendwoher fuhr plötzlich die Nachricht in das Lokal, Rotfront hätte die Wagen am Markt überfallen, und die Wache befände sich in einem völlig aussichtslosen Kampf mit überlegenen feindlichen Kräften.

Alle Mann ließen das Essen im Stich und wollten losstürmen. Doch des Sturmführers Befehl bannte sie an ihre Plätze. Er allein ließ die Suppe kalt werden und zog mit zwei Mann auf Erkundung aus. Leider

bestätigte sich das Gerücht, der Kampf war entbrannt, und die Lage der Wache eine äußerst gefährdete.

Fiedler, einer vom ersten Sturm, stand mit angeschlagener Pistole hoch droben auf einem der Wagen, umringt von ein paar hundert Kommunisten, es knallte und knatterte nur so um ihn her.

Auch Albert Sprengel, der Sturmführer, geriet arg in die Klemme, weil seine Pistole versagte. Es gelang ihm aber, sich zu retten, als eine Abteilung Landjäger mit erhobenem Säbel den Marktplatz säuberte. Er verbarg sich in einem Hauseingang, ließ sie vorbei und rannte dann los zum Schützenhause, nachdem er sich rasch versichert hatte, daß auch seine Kameraden ihre Haut gerettet hatten.

Doch kaum waren alle dort versammelt, als Rotfront anrückte und das Gebäude umstellte.

An der Art, wie die Roten unter Benutzung jeder sich bietenden Deckung vorgingen, erkannten die Eingeschlossenen sofort, daß kampfgewohnte Berliner Kommunisten die Sache ausführten.

„Die stellen sich ganz geschickt an", meinte Fiedler, „da steckt gewiß der Scherlinski mit drunter."

„Einerlei, ob der oder der ‚Schlageter', wir werden sie mit zerbeulten Köpfen heimschicken", knurrte Sprengel. Der Name des von den Franzosen auf der Golzheimer Heide bei Düsseldorf erschossenen Freiheitskämpfers Schlageter war von den Kommunisten zum Hohn auf einen der ihren übernommen worden.

Sprengel erfaßte sofort die Lage. Er befahl, alles nur irgendwie erreichbare und brauchbare Material herbeizuschleifen und daraus eine Schutzwehr zu erbauen. Mit frohem Eifer ging die SA. ans Werk und errichtete eine Verschanzung aus Bänken, Stühlen, Fässern, Fensterläden und Balken. Über dieser Barrikade flatterte das Hakenkreuzbanner. Man war entschlossen, sich hier zu verteidigen.

Enger und enger zogen die wilden Angreifer den Kreis um das Häuflein. Unter Pistolengeknall rückten sie der tapferen SA.-Truppe auf den Leib. Es gab einige Verwundete, die man den eigenen Pflasterkasten

überließ, und kämpfte weiter mit dem festen Entschluß, sich nicht vertreiben zu lassen.

Doch plötzlich tauchten Tschakos auf, Landjäger rückten mit der Schutzpolizei an. Es kam zu einem nicht sehr heftigen Kugelwechsel zwischen der anrückenden Polizeimacht und den Kommunisten, dann machten sich die roten Angreifer schleunigst aus dem Staube.

Jetzt stürzte sich die Polizei auf die Hitlerkämpfer und wollte das braune Nest schnell ausheben. Doch dem Sturmführer Sprengel fiel es ja im Traum nicht ein, sich mit seinen Leuten zu ergeben. Wie? Hatte er dazu die Barrikade bauen lassen, um jetzt seine Leute wie begossene Pudel dahinter hervorkriechen zu sehen? Nein, nichts zu machen! Dem Ergebung fordernden Polizeimann lachte er ins Gesicht. Keiner wich von seinem Posten, und lustig wurde weitergeknallt. Das kam den Grünröcken denn doch ein wenig schnurrig vor. Nach einigem Zaudern feuerten sie ebenfalls.

Ein mächtiger Lärm in einer Saalecke lenkte Sprengels Aufmerksamkeit dorthin. Einige seiner Leute waren eifrig dabei, eine gewaltige Kiste zu zerschlagen, die Bretter flogen nur so umher. Und was kam zum Vorschein? Ein neues, blinkendes Geschütz. „Hurra, eine Kanone!“ brüllten die Finder des vom Himmel gesandten Kampfmittels. Eine tolle Laune hatte sie erfaßt. Sie rissen das Tor auf und schoben das Geschütz hinaus. Dumpf dröhnend rollten die Räder über die Bohlen, krachend setzten sie den Lafettenschwanz nieder.

Das ging den braven Landjägern denn doch über das Bohnenlied. An einer harmlosen Plänkelei, an der sie auch nicht viel Spaß und wenig Lust hatten, wollten sie gern teilnehmen, aber mit Granaten und Schrapnellen wünschten sie keine nähere Bekanntschaft zu machen, noch viel weniger mit Kartätschen, dem gefürchteten Nahkampfgeschoß der Feldartillerie. Sie dankten und rückten schleunigst ab. Das Grün verschwand aus der nächsten Umgebung.

Und die Sieger? Sie jubelten, dann aber lachten sie, wie noch nie im Leben. Die Pasewalker SA.-Kameraden klärten sie rasch über den Fund



Zu Seite 85

auf. Das famose Feldkanönchen steckte nun schon seit einigen Jahren in seinem Versteck, aus dem es jetzt so urplötzlich befreit worden war. Verschämt lugte sein glänzender Lauf in die vom Herbstsonnenschein übergoldete Natur. Als Geschenk an den Traditionsverein der Pasewalker Kürassiere war es dorthin gekommen und sollte irgendwo in Erinnerung an donnergrollende Schlachten aufgestellt werden. Wo? Nun, darüber konnten sich die zuständigen Stellen in gewohnter deutscher Zwietracht nicht einig werden, und so harrte denn das brave Geschütz in seinem hölzernen Gefängnis dem Tage entgegen, an dem die Sonne wieder auf dem blanken Lauf grelle Lichtstreifen erzeugte. Dafür hatten nun die Roten und ein findiger SA.-Mann gesorgt.

Doch wie bald hatte die Lust über die Entdeckung ein Ende! Der Bürgermeister von Pasewalk schwitzte Blut an jenem denkwürdigen Tage, er hatte keine Lust, sich die Sonntagsruhe noch länger stören zu lassen. Das rote Kommunistengesindel war schon eine ganz gefährliche, schwierig zu behandelnde Gesellschaft, aber diese dreimal gebeizten SA.-Teufel, die konnten einem braven Stadtgewaltigen doch die Seele aus dem Leib ärgern. Jetzt war's hohe Zeit, die Reichswehr eingreifen zu lassen, die schon längst in Bereitschaft in der Kaserne lag. Die würde ein höllisches Strafgericht abhalten. Bei dem bloßen Gedanken daran fühlte der brave Bürgervater, wie eine Gänsehaut im Geschwindtempo über seine Rückenhaut lief.

Die Reichswehr rückte an, ein Rittmeister führte sie. Ein einziger Blick auf die mit Karabiner und Handgranaten bewaffneten Reiter zeigte, daß jeder weitere Widerstand Unvernunft war. Was wollte man mit den paar Knallbüchsen dagegen ausrichten?

Auf die Aufforderung des Rittmeisters, sich zu ergeben, antwortete Sprengel: „Der Reichswehr — sofort!"

Aber da war noch ein kitzeliger Haken, an dem man nicht hängen bleiben durfte. Waffen durften bei ihnen nicht gefunden werden, sonst hatte es geschnappt.

Doch Sprengel wußte Rat.

„Horst, du fungierst hier als mein Adjutant! Schnell alle Schießeisen einsammeln und an uns abgeben!" In Zeit von wenigen Minuten waren die Schußwaffen eingesammelt, und der Sturmführer mit seinem neuernannten Adjutanten verstauten sie unter Bluse und Hemd, so daß sie wandelnden Waffendepots glichen. Ein wenig unförmlich sahen sie ja aus, aber helfe, was helfen mag.

„SA. antreten!" kommandierte Sprengel, und schon standen, stramm ausgerichtet in schnurgeraden Linien vierzig Pasewalker und achtzig Berliner SA.-Leute da. Sprengel, immer von Horst gefolgt, meldete dem Rittmeister und bat um Durchsuchung seiner Leute nach Waffen.

Das geschah denn auch recht gründlich. Jeder SA.-Mann wurde abgetastet und das Haus durchsucht. Nur der Sturmführer und sein Adjutant blieben unberührt. Nichts fand man.

„Hm, Waffen habt ihr nicht", stellte der Rittmeister fest und fügte hinzu: „Mit was schießt ihr denn da eigentlich? Zwei Landjäger haben Kratzer erwischt."

Sprengel hebt vielsagend die Schultern, kann sich aber doch nicht verkneifen zu antworten: „Mit Kanonen ohne Ladeverschluß."

Dem Kanönchen fehlte nämlich dieser Hauptteil, ohne das es eben bloßes Schmuckstück war.

Der Rittmeister grinste, natürlich nur innerlich, aber Albert Sprengel sah es an einem leisen Zucken seiner Nasenflügel und an dem lustigen Blinzeln in seinen Augen.

Dann sagte der Offizier zu Albert: „Haben ja stramme Kerls, aber mager sind sie, dürr wie Bohnenstangen, alle ohne Ausnahme. Bloß ihr zwei, der junge Mensch und Sie, ihr habt mächtige Schmerbäuche — und eine Brustweite, die sehenswert ist. Nur die Art der Verteilung des Fettes an euren Leibern ist ein bißchen sehr komisch. Es geht euch sicher gut, was?"

In strammer Haltung antwortete Sprengel: „Zu Befehl, Herr Rittmeister! Zackiges Leben in der SA.!"

Da geht ein Schmunzeln über das Gesicht des Offiziers. „Freut mich mächtig", sagt er vergnügt und verlangt dann in dienstlichem Ton, daß

die Berliner SA. sofort in ihren Lastwagen abfahre, was Sprengel bestimmt zusagt. Hierauf läßt sich der Rittmeister im Schützenhause herumführen. Beim Anblick der schnell errichteten Verschanzung bleibt er stehen, mustert mit sachkundigem Blick den Aufbau.

Auf seine Frage nach dem Urheber der Barrikade erklärt Sprengel, daß die mit Gewalt über sie von allen Seiten hereinbrechenden Roten sie gezwungen hätten, diese Schutzwehr zu errichten.

„Ist nicht schlecht — kunstgerecht aufgebaut, eure Barrikade, allerhand Achtung! — Wie heißen Sie eigentlich?"

„Albert Sprengel, Standarte vier, Sturm eins, Berlin, Herr Rittmeister!" antwortete der Gefragte.

Die Rechte des Rittmeisters fährt grüßend an den Mützenrand. „Freue mich, Sie kennengelernt zu haben. — Na, machen Sie, daß Sie nach Hause kommen, und — auf Wiedersehen, Barrikadenalbert!"

Bums! Sprengel hatte nun einen Namen weg, der blieb an ihm haften für alle Zeiten.

Heimwärts ging es, nach dem Abenteuer mit mulmigem Anfang und heiterem Ausgang. Aber ein Nachspiel kam. Sprengel war zwar mit den Verwundeten und den Pistolen im Zuge nach Berlin zurückgefahren, weil er mit Recht befürchtete, daß ihre fürsorgenden Bekannten vom Alexanderplatz ihnen einen aufmerksamen Empfang bereiten würden. Eine sichere Witterung sagte ihm, daß ein Empfangskomitee vom Polizeipräsidium am Alexanderplatz oder am Stettiner Bahnhof auf sie lauerte, und so stieg er mit seinen Leuten schon am Gesundbrunnen aus und alle gelangten unangefochten nach Hause.

Nicht so glücklich waren die mit dem Lastwagen Heimkehrenden. Sie wurden hopp genommen und erhielten wieder einmal Freiquartier im „Alex", wie sie in ihrer kurzen Sprechweise das Polizeipräsidium am Alexanderplatz nannten. Auch Horst Wessel und sein Kamerad Fiedler waren darunter.

Die Angelegenheit nahm den üblichen Verlauf. Verhaftet — verhört — freigelassen. Das gehörte nun einmal zur Sache, und es fiel keinem SA.=

Mann etwas dabei ein. Die paar Tage im Kasten nahmen sie hin wie Morgen und Abend. Horst war viel zu sehr innerlich verbunden mit der Bewegung und den Kameraden, um anders zu denken. Nur wegen seiner Mutter war es ihm peinlich. Für die feinsinnige Frau hatte dieses Festnehmen durch die Hüter der öffentlichen Sicherheit doch immer etwas Verletzendes. Sie litt in ihrem gut bürgerlichen Gemüt sehr unter dem Gedanken, daß ihr Junge an jenen Ort gebracht wurde, wohin man den Abschaum der Straße ablud, der mit den Gesetzen in Widerspruch geraten war. Doch nie kam ein Wort des Tadels oder auch nur des Bedauerns über ihre Lippen; ihr Vertrauen zu ihrem Jungen war zu festgegründet dazu.

Horst Wessel nahm die Tage der Haft hin wie ein unvermeidliches Opfer. Er sah einen Akt der Vergewaltigung seitens der regierenden Macht in diesen Verhaftungen, die er wie eine Herausforderung empfand. Ein Grund mehr, die Männer, von denen sie ausging, zu bekämpfen.

Aber der erzwungene Aufenthalt in den Gefängniszellen war auch in anderer Beziehung ein Gewinn für Horst und die von ihm vertretene Bewegung. Die unfreiwillige Muße gab ihm die schönste Gelegenheit zum Nachdenken über den Kampf für die deutsche Erneuerung und das Wiedererwachen der völkischen Verbundenheit. In der Stille der Gefängniszelle entstand manches Gedicht, das von dem hohen Gedankenflug Horst Wessels zeugte, dessen Denken vollständig von dem Geist der Volkserneuerung durchdrungen war. Der Vergleich mit einem anderen Freiheitsdichter drängt sich uns unwillkürlich auf. Theodor Körner und Horst Wessel, in diesen beiden kerndeutschen Männern sind die gleichen Gefühle des ehrlichen Hasses und Zorns wider die tyrannischen Unterdrücker des deutschen Volkes lebendig. Beide stehen in den Reihen der befreienden Kampfbewegung. Beide entflammen durch ihre Trutzgesänge die Freiheitskämpfer. Während der verwundete Theodor Körner auf dem Schmerzenslager seine die Nation anfeuernden Gesänge niederschrieb, dichtete der SA.-Mann Horst Wessel seine mitreißenden Kampf-

lieder hinter vergitterten Gefängnismauern. Die gleiche Flamme hingebender Vaterlandsliebe lohte in diesen beiden Dichtern, die in dem Geist Tausender deutscher Brüder den Willen zur Befreiung vom schmachvollen Joch der Tyrannei entzündete.

Deutlich und klar hebt sich hier für uns die Erkenntnis hervor, wie der geistige Funke aus der Gedankenwelt Horst Wessels überspringt auf die Massen und befruchtend seine Kreise zieht.

Werbefahrt nach Frankfurt a. d. O.

Um den Gedanken von der Macht und inneren Kraft des Nationalsozialismus auch im Reich und besonders in den größeren Städten auszubreiten, hatte die Gauleitung eine Werbefahrt der Berliner und anderer Standarten der SA. nach Frankfurt a. d. O. angesetzt. An einem schönen Maienabend zu später Stunde versammelte sich Standarte vier, zu der Horst Wessels Sturm gehörte, in Hoppegarten. Die Braunhemdenschar wurde nach einem zweistündigen Nachtmarsch in Lastwagen verladen und dem Bestimmungsort zugeführt. Mit Genugtuung stellte der Staf (Abkürzung für die Bezeichnung Standartenführer) Breuer fest, daß nur wenige von seiner Mannschaft fehlten. Und diese wenigen hatten — leider — triftige Entschuldigungsgründe für ihr Fehlen. Ein paar waren krank, andere saßen im Kittchen, einer war tags zuvor von Kommunisten zusammengeschlagen worden und lag schwer darnieder.

Tüchtig durchgerüttelt kamen sie am frischkühlen Maienmorgen in Trebbin an, wo ihnen durch die Gastfreundlichkeit eines Gutsbesitzers ein Frühstück verabreicht wurde.

Dann wurde zum Sammelplatz marschiert, der unweit der Stadt Frankfurt lag. Dort trafen die Standarten zusammen und ordneten sich zu einem stattlichen Zuge, der sicher imponierend wirken mußte. Die Frankfurter sollten sich einmal durch den Augenschein davon überzeugen, was die braune SA. eigentlich war und was sie bedeutete.

Der Zug setzte sich in Marsch und zog in tadelloser Ordnung kreuz und quer durch alle Stadtviertel. Es war eine Lust. Mut, Vertrauen und Gläubigkeit an die Ideale, die sie als Deutsche sich erkoren, strahlten aus den Augen und den Mienen der wackeren Braunhemden bei dieser Marschparade durch die Straßen Frankfurts. In festem Gleichschritt, den brausenden Klang fortreißender Lieder über den Kolonnen, so marschierten die vielen Hundertschaften durch die Straßen.

Die straffe Ordnung, die in allen Sturmstaffeln herrschte, mußte einen angenehmen Eindruck hinterlassen haben. Um diesen nicht in Frage zu stellen und keine Gelegenheit zu Anrempelungen zu geben, die leicht in Schlägereien ausarten konnten, hatte der Osaf Gegenbefehl gegeben: „Keiner darf den Saal und den Garten des ein wenig abseits gelegenen Hauptquartiers verlassen."

Doch schon nach kurzer Zeit gelangte die Meldung an die Führer, daß ein Trupp SA.-Männer von kommunistischen Elementen in eine Keilerei verwickelt worden sei, die auszuarten drohe. Von beiden Seiten wurden Schußwaffen gebraucht. Die Polizeimannschaft sei nicht in der Lage, die Parteien auseinanderzubringen.

Das war eine böse Nachricht, die den vorzüglichen Eindruck, den der Werbeaufmarsch hervorgerufen hatte, zunichtemachen konnte.

Der Osaf rief sofort seinen Stab zusammen, um die Angelegenheit zu untersuchen und geeignete Maßnahmen zu beraten. Es stellte sich bald heraus, daß Mannschaften von Sturm eins vor Bekanntgabe des Befehls in die Stadt gegangen waren, um sich darin umzusehen. Auf ihrem friedlichen Bummel waren sie dann auf die Roten gestoßen, und nach kurzem Wortwechsel begann die Keilerei.

Für den Osaf wurde die Geschichte höchst unangenehm. Er hatte den Behörden gegenüber für Ruhe und Ordnung gebürgt, und nun war es doch zu Störungen gekommen. Er wußte aus Erfahrung, daß eine derartige Keilerei nicht so leicht abzubrechen war. Mußte es auch gerade der erste Sturm sein, der in diese üble Sache verwickelt war. Wenn die Leute der anderen Sturmabteilungen von Standarte vier erfuhren, daß

ihr erster Sturm drin in der Stadt mit den Roten handgemein geworden war, hielt sie nichts mehr davon zurück, ihren Kameraden zu Hilfe zu eilen. Die Mannschaften von Standarte vier hingen ja zusammen wie die Kletten, die würden losfegen wie Höllengeister, und das Schlamassel würde noch größer. Aber wen sollte er schicken, ohne daß sich die braven Burschen zurückgesetzt fühlten?

Da war guter Rat teuer. Zufällig blieb sein Auge auf einem jugendlichen Gesicht hängen. Ein helles Aufleuchten ging über sein sorgenvolles Gesicht.

„Sturmführer fünf!" tönte seine Stimme durch den Saal. Horst Wessel meldete sich und wurde beauftragt, unter allen Umständen den im Kampf mit Rotfrontlern befindlichen Sturm eins aus der Stadt zu holen. Bestimmte Befehle über die Ausführung bekam er nicht, er solle nach eigenem Ermessen und nach den Umständen handeln, die er vorfände.

Sturm fünf trat an. Kerle, auf die Wessel sich verlassen konnte. Im Laufschritt ging es los, auf Umwegen und durch zusammengeballte Menschenmengen zum Markt.

Der Osaf blickte den Abrückenden nach und murmelte vor sich hin: „Wenn es einer schafft, dann ist es der Wessel, wüßte keinen anderen Sturmführer, der diese üble Sache mit dem gleichen Geschick abwickeln könnte wie der Horst."

Solches Vertrauen hatte sich der junge Sturmführer bei der obersten Leitung erworben.

Auf dem Markt sah es übel aus.

Sturm eins war von der gewaltigen Masse in den Eingang eines Nebengäßchens abgedrängt worden. Vielleicht ergab sich hier eine Gelegenheit zum Ausweichen; aber davon wollte keiner der Sturmleute etwas wissen, vor allem ihr Sturmführer, der Barrikadenalbert, nicht. Das war schon ein Kerl, eine zackige Nummer. Der türmte bestimmt nicht. Was — sie vom ersten Sturm, Standarte vier, sollten feige ausreißen vor diesem Frankfurter Kommunistengeschmeiß? Gab's ja gar nicht!

Horst Wessel übersah blitzschnell die Lage.

Dort drüben an der Ecke des Platzes, wo die Masse quirlend und schiebend drängt, steht der erste Sturm in nahezu aussichtslosem Kampf. Es sind schon zackige Nummern, die da unter dem Barrikadenalbert auf die Roten losdreschen, aber gegen eine solche Übermacht kommen sie auf die Dauer doch nicht auf.

Er wird sie mit seinem berühmten Sturm fünf heraushauen. Zwischen ihnen und den kämpfenden Kameraden wogt zwar eine erregte Menschenmasse, die vor Wut johlt und brüllt. Aber es sind doch keine Berliner Rotfrontler, und er hat seine Sturmschar hinter sich, Sturm fünf wird es ihnen schon zeigen.

Und er zeigte es den Frankfurtern, was er leisten konnte. Kaum war der Befehl zum Einhauen gegeben, so warf sich die Sturmschar hinter ihrem Führer her blitzschnell in das Getümmel. Wie ein eherner, schneidender Keil furchte sie die tobende Menge, die heulend zur Seite drängte, um den harten Boxhieben des fünften Sturms auszuweichen.

In unglaublich kurzer Zeit waren sie an den Kampfherd herangedrungen. Rasch war die Straße von den völlig überraschten Kommunisten gesäubert, die nicht wußten, wie ihnen geschah.

Der Sturmführer Albert Sprengel sah mit Entzücken die Braunhemden im Handgemenge auftauchen. Er bekam Luft und brüllte den Rettern mit heiserer Stimme sein „Heil — Sieg!" zu, während ihm das Blut über das verbeulte Gesicht lief und auf das zerrissene Braunhemd tropfte.

„Jetzt aber los — feste drauf!" schrie er in neu entflammter Kampflust, seine Leute anfeuernd. Schon stürzte er vor, da schlug er auch schon lang hin zu Boden. Es hatte ihm einer den Fuß gestellt.

Wütend sprang er auf, bereit, dem Übeltäter eins in die Zähne zu geben, als er sich Horst Wessel gegenübersah.

„Zum Geier! Los doch, jetzt macht die Geschichte erst richtig Spaß!" fährt er den Kameraden an.

Auf einen Wink Horst Wessels packten zwei Kameraden den kampftollen Barrikadenalbert bei den Armen. Das ging denn nun doch über den Spaß. Er brannte förmlich danach, den Feinden die Hiebe in ver-

mehrter Auflage zurückzuzahlen, und daran wollte man ihn hindern! Nichts zu machen!

Gewaltsam suchte er sich zu befreien. Stark wie ein Bär schüttelte er die ihn haltenden Kameraden ab, doch da kriegte der Sturmführer fünf ihn selbst am Kanthaken. Ein fester Griff — ein Schwung — und der verdutzte Barrikadenalbert saß mit der Kehrseite an der Erde, starrte verblüfft den Freund an.

„Ja, seid ihr denn alle verrückt?“ schnappte er, nach Atem ringend.

„Komm nur mit, Albert“, sagte Wessel gelassen. „Ruf deine Leute zusammen, es hilft nichts, ihr müßt gehorchen. Das Theater ist aus — Befehl vom Osaf!“

Verwirrt sehen sie sich an, die da herumstanden, bereit, mit der erhaltenen Verstärkung erst recht loszulegen. Der Befehl verblüffte sie — aber — Befehl vom Osaf — zum Kuckuck! — dawider wagte keiner einen Mucks.

Der Barrikadenalbert hat zwar das loseste Mundwerk in der ganzen Standarte vier, aber er meckert nicht dawider. Befehl ist eben Befehl, da heißt es gehorchen. „Schade, ewig schade“, denkt er, als er sich stöhnend erhebt, „wir waren so schön im Zuge und hätten diese Frankfurter roten Bengel zusammengehauen, daß die Fetzen herumgeflogen wären.“ Da steht nun sein famoser erster Sturm, die Häupter gesenkt, das Herz voller Kampflust. Mancher hat einen blutigen Denkzettel erhalten. Zorn und Wut kochen in ihnen, aber hier gibt es nur eins: gehorchen. Befehl vom Osaf — das genügt.

Kolonne formiert und stramm abmarschiert ins Schützenhaus.

Horst Wessel meldet: „Befehl ausgeführt!“

Die hellen Augen des Osaf leuchten den jungen Studenten an. „Gut, Wessel! Hab ja gewußt, Sie schaffen's!“

Wenn später von der Fahrt nach Frankfurt die Rede war, verzog der Barrikadenalbert das Gesicht, als habe er Essig getrunken. Nach seiner Meinung war der Tag ein unglücklicher für die Standarte „Zackig“, aber sie hatte doch durch den Gehorsam bewiesen, daß straffe Manneszucht in der Truppe herrschte, und das war auch rühmenswert.

Die Fahnen hoch

Die SA. hat Ordnungsdienst im Zirkus Busch. Es ist das erstemal, daß sie in einer Versammlung Dienst tut, die nicht für die Hitlerbewegung wirbt. Die „Nationale Hilfe" hatte diese Versammlung einberufen, um gegen die Schandurteile einer schwarz-rot-goldenen Justiz zu protestieren, durch die Männer, die ihr deutsches Vaterland mit der ganzen Glut ihres Empfindens liebten, zum Tode und zu entehrenden Zuchthausstrafen verdonnert worden waren. Diese von dem Patriotismus der Tat angetriebenen Männer wurden als „Fememörder" verächtlich ausgeschrien und beschimpft. Alles, was nur einen Funken von nationalem Geist in sich spürte und nicht feige seine Meinung vor der Machtclique verbarg, fand den Weg zum Versammlungsort.

In Reih und Glied stand die Standarte vier auf dem Monbijouplatz ausgerichtet da. Helle Kommandos ertönten, und die Sturmzüge marschierten in festem Gleichschritt los. Mit etwas zwiespältigen Empfindungen blickten neugierige Bürger dem strammen Aufmarsch zu. In der Stille ihrer Spießerseelen hofften sie, daß diese kernigen braunen Jungen die roten Bolschewisten in Deutschland zu Paaren treiben und ihre eigene bürgerliche Behaglichkeit vor dem blutigen Machtgelüst der Kommunisten retten möchten. Aber — ja, ein Aber schlich hinter diesem Wunsch drein: sie selbst, diese schlaglustigen Braunhemden, waren ja auch Kämpfer der Straße und störten doch so oft die Ruhe, jene Ruhe, die der brave erwerbstüchtige Bürgersmann doch als der Erde höchstes Gut ansieht. Diese guten, schlichten, in einen ehrwürdigen Gedankenkreis eingeengten Menschen stemmten sich gegen die harte Erkenntnis, daß der drohenden Gewaltflut des Bolschewismus nur die rücksichtsloseste Gewalt bezwingend entgegentreten konnte. Nur so war Deutschland vor dem Sturz in den kommunistischen Abgrund zu retten.

Staf vier horchte plötzlich auf. Mit ihm die Kameraden der anderen Stürme. Was sang denn der Sturm fünf da für ein Lied? Ein neues, noch nie gehörtes, dessen klangreicher Rhythmus die Aufhorchenden in

starkem Maße anzog. Da sah man es wieder — allen voran der fünfte Sturm mit seinem jugendlichen Führer, aus dessen tiefem Sinn die besten Marschgesänge emportauchten wie aus einem unerschöpften Urquell deutschen Volksempfindens.

Zum erstenmal beim dröhnenden Marschtritt der SA.-Kolonnen brauste es zum Himmel empor, das Horst-Wessel-Lied:

„Die Fahnen hoch! Die Reihen dicht geschlossen!
SA. marschiert mit ruhig-festem Schritt.
Kameraden, die Rotfront und Reaktion erschossen,
marschiern im Geist in unsern Reihen mit."

Wie das zündete! Ganz im Bann dieses Gesanges und seiner die Herzen packenden Weise lauschten die Kolonnen, als es nun weiter hieß:

„Die Straße frei den braunen Bataillonen!
Die Straße frei dem Sturmabteilungsmann!
Es schaun aufs Hakenkreuz voll Hoffnung schon Millionen,
der Tag der Freiheit und für Brot bricht an."

Ergriffen von der Klarheit, mit der in diesen wenigen Zeilen der tiefe Ursinn der Berufung und des Wesens der SA.-Armee dichterisch zum Ausdruck gelangte, warteten die Marschierenden voll Spannung auf die Fortsetzung:

„Zum letztenmal wird nun Appell geblasen!
Zum Kampfe stehn wir alle schon bereit.
Bald flattern Hitlerfahnen über allen Straßen;
die Knechtschaft dauert nur noch kurze Zeit!"

Wie ein Fanfarensignal, das die in schwerem Kampf siegreich Vorschreitenden zu einem letzten, alle Kräfte anfordernden Ansturm aufruft, wirkten die Worte dieser Strophe auf die Kameraden der wackeren Stürme.

Das Lied der SA. war geschaffen und wurde von der ganzen Armee der Braunhemden mit der Begeisterung gesungen, die es in ihnen entzündete. Kein anderes Lied wie dieses kennzeichnete das Wesen und die Aufgaben der SA. im Ringen der nationalsozialistischen Bewegung so klar und scharf umrissen, wie das Horst-Wessel-Lied.

Nun hatten die braunen Freiheitskämpfer ihr Sturmlied!

Weil Horst Wessel in Geist und Wesen, in Willen und Fühlen vollständig in dem Geist des Führers aufging, deshalb konnte er ihn auch in diesem Liede lebendig gestalten und mit seiner zündenden Wortkunst den Kameraden der ganzen SA. in Deutschland vermitteln. In diesem Liede tritt uns die ganze gesammelte, auf das eine hohe Ziel eingestellte Geisteskraft des jungen Helden in klarer Form entgegen.

Der aufreibende Ordnungsdienst im überfüllten Zirkus Busch begann. In aufopferndem Pflichteifer sorgte die SA. für die ungestörte Unterbringung der vielen Tausende in dem mächtigen Hallenraum.

Nach der Ansprache warfen Scheinwerfer Zuschriften und Proteste gegen das Schandurteil an die Wand. Sie riefen meist jubelnde Zustimmung hervor, die sich in brausenden Rufen kundgab. Aber einmal brauste entrüsteter Widerspruch auf: Mahrauns Brief fand keinen Beifall. Er, der einstige Freikorpsführer und Erschaffer des Jungdeutschen Ordens, war eine Verbindung mit der Staatspartei eingegangen, hatte eine Schwenkung ins schwarz-rot-goldene Lager vollzogen und sich damit aus den Reihen der nationalen Bewegung ausgeschlossen. Ein gedemütigtes Häuflein irregeleiteter deutscher Jugend, so verließen die Jungdeutschen mit ihrem Malteserkreuzfähnlein die Versammlung, die sich zu einer machtvollen Kundgebung gestaltete. Am Schluß brauste das Deutschlandlied durch den weiten Raum, sein machtvoller Hall weckte wieder die Sehnsucht nach dem geeinten Vaterland in den Herzen der Tausenden.

Die SA. hatte sich in strenger Befolgung erhaltenen Befehls jeglicher Kundgebung enthalten. Ein schöner Beweis straffster Disziplin. Und als sie das Deutschlandlied mit hochgerecktem Arm mitgesungen hatten, da rollte und brandete im Sprechchor das „Deutschland erwache!", der nationalsozialistische Trutz- und Kampfruf über die vieltausendköpfige Menge dahin. Er verkündete ein anbrechendes Morgenrot, rief Hoffnungen in den geschlagenen Herzen aller national gesinnten deutschen Männer und Frauen hervor.

Aber der Kampf war noch lange nicht zu Ende. Er schwelte da und loderte dort, wurde immer heftiger, erbitterter und forderte Opfer.

Auf dem Heimwege fragte Truf Sprengel nach dem neuen Liede, da er sofort in Horst den Dichter vermutet hatte. Wessel gab ihm eine Abschrift und erwiderte auf die Frage, wann er denn das famose Gedicht verfaßt habe, daß er es auf der denkwürdigen Fahrt nach Frankfurt a. d. O. niedergeschrieben hätte: „Gleich nachher, als ich dich hoppgenommen habe samt deinen Leuten, mein lieber Albert."

Der Barrikadenalbert knurrt etwas vor sich hin, denn an den Tag erinnert er sich nicht gern. Brummig fügt er hinzu: „Dich hatte ich damals gehörig auf dem Strich, wie du mir in den Arm fielst, als ich so recht loslegen wollte. Doch längst habe ich mich zu einer anderen Auffassung bekehrt. Das bloße Dreinhauen — na ja, 'ne Kunst ist's weiter nicht. Aber angesichts einer solch tollen feindlichen Masse die Kameraden aus dem brodelnden Schlamassel herauszuhauen, die Streitdürstenden beim Wickel zu nehmen und mit ihnen abzufahren, wie es befohlen war, das ist ein ganzes Ende mehr. Da steckt Murr drin. Das macht dir so leicht keiner nach!"

Horst wehrt bescheiden ab, aber Sprengel fährt fort: „Rede nicht dawider, es ist doch so. Das hat auch der Osaf gewußt, darum erteilte er dir den Auftrag. Hör mal, ich habe dich immer für einen ganzen Kerl gehalten, aber seit Frankfurt weiß ich erst, was alles noch in dir steckt. Du wirst deinen Weg schon machen, und er wird hoch hinaufführen."

Sinnend antwortete Horst Wessel: „Das also ist deine Meinung? Nun ja, ich bin anders als ihr, ich fühle es auch mitunter ganz stark. Ich sehe auch den Weg, nicht immer klar, aber ich werde ihn gehen, werde das tun — unbeirrt, wozu mein Gewissen mich treibt, und werde dort stehen, wo meine Pflicht als Deutscher mich hinweist. Eins ist mir klar, Albert, mit dem Opfermut und dem Willen, Blut und Leben hinzugeben, ist es nicht allein getan. Der Führer verlangt mehr."

„Noch mehr?" fragte Albert Sprengel.

„Ja, vieles andere noch, genauer kann ich's nicht in Worten ausdrücken; aber daß wir mit allem Geist, mit ganzem Willen und voller Kraft uns einsetzen müssen, wenn wir Deutschland emporreißen wollen zu neuer Erhebung, davon bin ich überzeugt!"

Nach diesen Worten hat Horst Wessel auch gehandelt, bis ihn das Schicksal ereilte.

Der Schrecken des Ostens

Der blonde Student aus der Jüdenstraße riß seinen bewährten Sturm fünf immer wieder zu geschlossenen Angriffen wider die rote Front vor und zerschlug sie an vielen wichtigen Punkten. Sie wurde brüchig.

Aber nicht nur auf der Straße drangen die braunen Sturmscharen vor und behaupteten ihren Platz, auch in das Innere der roten Partei selbst drangen sie vor. In unermüdlicher Zermürbung arbeitete ganz besonders Horst daran, den festen Bestand der Mitglieder im feindlichen Lager zu verringern. Die Verlustmenge der Bekehrten zählte doppelt, weil sie für die SA. und die Bewegung selbst einen Zuwachs bedeutete.

Die Erfolge Horst Wessels lenkten in zunehmendem Maße die Aufmerksamkeit der roten Führer auf ihn, der durch Wort und Tat ihrer Macht empfindliche Einbuße zufügte.

Dem mußte ein Ende gemacht werden. Was half es, wenn hie und da in den nachtdunklen öden Winkeln und Straßenvierteln ein einzelner SA.-Mann zu Boden geschlagen wurde oder durch einen heimtückischen Messerstich verblutete! Es galt die Häupter zu treffen.

Und eins der gefährlichsten war doch dieser Pfarrersohn aus der Jüdenstraße. Daß der noch frank und frei seine heilen Knochen durch die Straßen Berlins trug, empfand man im gegnerischen Lager fast wie eine Schmach.

Beide Kampfparteien waren doch über alle Vorkommnisse in der anderen Partei unterrichtet. So wußte man im roten Hauptquartier ganz genau, daß Horst Wessel die gutgemeinten Warnungen seiner Vor-

gesetzten und Kameraden nicht beachtete. Ebenso war bekannt, daß die Getreuen über die Sicherheit ihres Sturmführers mit der treuen Kameradschaftsliebe, wie sie in dem fünften Sturm lebendig und tätig war, wachten. Nur zu gut war man aber auch davon unterrichtet, daß dieser Schutz nur ein höchst unzulänglicher sein konnte bei der unbekümmerten Art, wie Horst Wessel sich in den Straßen Berlins bewegte.

Weggeräumt werden mußte er, das stand fest!

So ragen düstere Schatten, von rachsüchtigen Geistern gerufen, über den Lebensweg des lichten deutschen Jünglings im Braunhemd. Mit der klaren Ruhe, wie sie das Bewußtsein ehrlicher Pflichterfüllung verleiht, schritt Horst Wessel unbekümmert um die düsteren Pläne der Neidingsbrut seinen Weg für Deutschlands Rettung weiter.

Müde kehrte er eines Nachts, nachdem er noch mit dem Kameraden Fiedler ein Glas Bier getrunken hatte, vom Ordnungsdienst nach Hause zurück. Sein Weg führte ihn durch die Prenzlauer Straße. Ganz in der Nähe eines Lokals, das „Mexiko" hieß, schreckte ihn wüstes Gelärm aus stillem Denken. Eine jener üblen Skandalszenen, wie sie in gewissen Gegenden Berlins zu den gewohnten Erscheinungen gehörten, erregte seine Aufmerksamkeit. Ein roher Kerl mißhandelte ein Mädchen auf ganz unmenschliche Art, während eine Rotte halbtrunkener Zuschauer, am Eingang des Lokals herumstehend, vergnügt johlend der rohen Gewalttat zusahen.

Heiß wallte Entrüstung über das schändliche Treiben in Horst Wessel auf. Er dachte mit keinem Gedanken daran, daß er sich hier im Machtbereich seiner Feinde befand, die nur auf eine Gelegenheit warteten, um über ihn herzufallen. Dort war ein Mensch, ein deutsches Mädchen, eine Volksgenossin in Not, bedurfte seiner Hilfe, da gab es kein Besinnen oder vorsichtiges Abwägen der Umstände, er mußte eingreifen.

Rasch trat er hin und versetzte dem wüsten Rohling ein paar derbe Schwinger, die diesen veranlaßten, von seinem Opfer abzulassen und schleunigst in das Dunkel der Straße zu verduften.

Wimmernd hob das Mädchen das blutüberströmte Gesicht zu dem Retter empor. Tiefe Hoffnungslosigkeit sprach aus den müden Blicken der Mißhandelten.

Horst Wessel war nicht der Mensch, der das geplagte Geschöpf jetzt seinem ungewissen Schicksal überließ. Er schickte das Mädchen in den Waschraum, damit sie sich säubern solle, während er im Lokal auf sie wartete. Und als sie dann nach kurzer Zeit ihm gegenübersaß, erschrak er über die bleichgraue Farbe ihres Gesichts. „Die ist sicher nie über das Weichbild der Steinwüste Berlin hinausgekommen und weiß nicht, wie gut freie Luft und strahlende Sonne tun", mußte er denken.

Dann erkundigte er sich nach den Verhältnissen. Was er da in dürren, einfachen Worten zu hören bekam, erschütterte ihn. Und es war doch ein Abbild des Schicksals Tausender von jungen stellungslosen Mädchen in der Großstadt. Ach, allen konnte er ja nicht helfen! Diese eine hier, die er den Fäusten eines Verrohten entrissen hatte, die saß doch vor ihm und schaute ihn mit halb ängstlichen, halb gleichgültigen Blicken an. Sie schien nicht mehr an einen günstigen Wandel in ihrem herumgestoßenen Leben zu glauben.

Wo sie denn wohne, fragte er. Sie habe keine Wohnung, schlafe manchmal bei mitleidigen Freundinnen oder auf irgendeiner Bank.

Das packte den jungen Kämpfer für Deutschlands Befreiung. Ein junges Geschöpf gleichen Blutes wie er, eine Deutsche, wußte nicht, wohin sie ihr Haupt zur Ruhe betten sollte, war allen rauhen Stößen eines hartströmenden Großstadtlebens preisgegeben ohne Aussicht auf Halt und Beistand. Bei diesem Gedanken, der in seiner erbarmenden Seele auftauchte, war auch schon sein Entschluß gefaßt.

Seine Hand fuhr in die Tasche, zog die Börse heraus, und das Geld, das sich darin befand, wanderte in die bebenden Hände des Mädchens. Seine Großmutter hatte ihm die Summe für eine kleine Reise geschenkt. Was Sommerfahrt!... Das Mädel dort mit dem blutlosen Gesicht brauchte es nötiger, das konnte sich einen Anfang zu einem neuen rechten Leben damit aufbauen. Andernfalls war es verloren, ging

womöglich noch unter im Sumpf der Großstadt. Nein, das nahm er nicht auf sein Gewissen.

Krampfhaft hielten die bebenden Hände der Beschenkten das Geld fest. Sie erzählte, daß sie schneidern gelernt habe, und nun mit einem Teil des Geldes ihre Schulden bezahlen wolle. Dann bliebe ihr noch genug für einen Anfang. Ah — sie wolle schon hochkommen. Wenn sie erst wieder eine richtige Wohnung habe, dann bekäme sie auch Arbeit.

Wie sie das so schlicht und ernsthaft beteuerte, merkte Horst, daß es sie dränge, ihm zu versichern, daß er sein Geschenk an keine Unwürdige gewandt habe.

Auf seine Frage, ob sie denn niemand hätte, der sich um sie kümmere, und ob sie keinem Verband angehöre, erklärte sie, daß sie keine näheren Angehörigen habe. In dem Roten Frauen- und Mädchenbund sei sie Mitglied, aber ... Mit einem hoffnungslosen Achselzucken schwieg sie.

Horst Wessel nickte, wußte er doch, daß sich dieser Verband nur um die politische Betätigung seiner Angehörigen bekümmerte, ihr Wohlergehen und ihre Sorgen waren ihm völlig gleichgültig.

Auf seine Frage nach ihrem Namen sagte sie ihm nur, daß sie Erna heiße. Mit einem Blick scheuer Dankbarkeit verabschiedete sie sich von ihrem Retter, ihm die Hand zu reichen, wagte sie nicht.

Horst Wessel sah der dürftigen Gestalt sinnend nach. Da hatte nun das Schicksal, oder besser gesagt, eine Fügung Gottes ihm dieses armselige Geschöpf in den Weg geführt, und er hatte der Ärmsten helfen können. Aber wie viele Tausende mochten dem gleichen Geschick verfallen sein, ohne daß eine gütige Fürsorge ihnen einen Halt sandte. Ach, es war ja viel Unglück und Elend in der Welt, dem abzuhelfen dringend nottat. Wenn es nur einmal gelungen war, die rechte Volksverbundenheit durch den deutschen Nationalsozialismus herzustellen, dann würde es besser werden. Diese armen Menschen waren ja nichts anderes als politisches Kampfmaterial für den Straßenterror in den Händen dieser raffgierigen roten Parteiführer. Ob sie seelisch oder körperlich litten oder zugrunde-gingen, das war denen gleichgültig. Wenn die gute Sache nur erst ge-

siegt hatte, dann sollte das Los auch dieser unglücklichen Volksgenossen gebessert werden.

Das Erlebnis hatte den warmherzigen Studenten tief erregt. Plötzlich riß ihn eine spöttische Stimme aus seinen Grübeln und Träumen.

„Das war ein feines Stückchen von Ihnen! Ihre Batzen sind sie auf alle Fälle los. Aber bilden Sie sich man bloß nicht ein, daß es was hilft!"

„Nun — und was kümmert das Sie?" fragte Horst gelassen.

„Rein gar nichts! Was geht mich das Mädel an? Frage ebensowenig etwas nach dem armseligen Ding wie Sie, Wessel. — Kennen Sie mich nicht?" fragte der andere lächelnd.

„Gesehen habe ich Sie bestimmt schon, weiß aber nicht, wo und unter welchen Umständen", meinte Horst, den Fremden schärfer ins Auge fassend.

„Will Ihnen draufhelfen. Es war letzten Herbst im Alex — beim Verhör wegen der Knallerei an der Inselbrücke. Im Vorraum. Sie verhandelten mit dem Barrikadenalbert und kamen dann zu uns, boten uns Rotfrontlern ebenfalls von Ihren Butterbroten an", erinnerte der andere.

„Ah — jetzt bin ich im Bilde. Daß ich zu euch hinüberging, hatte nur den Zweck, die Aufmerksamkeit der Schupo von meinen Kameraden abzulenken", erklärte Horst.

„War mir sofort klar, aber die Stullen haben doch famos geschmeckt. Nach zwanzig Stunden Kasten hat man schon Appetit. Ich heiße Roß — Camillo Roß — damit Sie Bescheid wissen."

„Angenehm — freut mich, Sie persönlich kennenzulernen", erwiderte der junge Nationalsozialist. Er kannte diesen Rotfrontler. Er war ein gewitzter Bursche. „Wenn Sie eine Auseinandersetzung wünschen — über alle Fragen — ich stehe zur Verfügung. Hab schon manchen aus Ihrem Lager überzeugen können."

„Ist mir nicht unbekannt — und auch nicht angenehm. Wollen mit offenen Karten spielen, Wessel, wir sind beide zu sehr ein jeder von der von ihm verfochtenen Idee durchdrungen, als daß einer den andern zu sich herüberzieht. Wozu noch lange ein Wort darüber verlieren? Was

anderes veranlaßt mich, mit Ihnen zu reden. Sie sind ein anständiger Mensch, Wessel, ich hab's ja gesehen, wie Sie eben aus reiner Menschlichkeit dem Mädel aus der Gosse aufhalfen; nun, um es kurz herauszusagen: ich möchte Sie warnen!"

Horst sah den Roten erst verdutzt an, dann erwiderte er lachend: „Sie — ausgerechnet Sie? Das ist ja ganz was Neues!"

„Einerlei — ob neu oder nicht. Es ist Ihnen ja bekannt, daß es auch bei uns ehrliche Kerle gibt, und auf die haben Sie es ja gerade abgesehen, wenn Sie in unseren Versammlungen reden. Weiß der Kuckuck, Sie verstehen es, uns die besten Elemente abspenstig zu machen. Mit den anderen, den Mitläufern aus der breiten Masse, da hat es keine Gefahr, die sind viel zu denkfaul, um auf Ihren Leim zu kriechen. Immer sind es die besten Jungens von Rotfront, die Sie in Ihre SA. hineinschwatzen, und das haben wir uns nun lange genug angesehen. Ist Zeit, daß damit Schluß gemacht wird."

„So? Nach meinem Dafürhalten soll es erst recht losgehen!" rief Horst Wessel. „Ich gedenke noch manchem von euch das Braunhemd anzuziehen."

„Hören Sie mal, Wessel", mahnte dringend der Kommunist, „lassen Sie sich an dem Erfolg hier genügen. Ihr fünfter Sturm ist eine feine Sache, kann sich sehen lassen in einem Gebiet, in dem noch vor gar nicht langer Zeit kein Braunhemd zu sehen war und in das kein Nazi sich hinwagte. Daß wir scheel zu der Sache sehen und Sie zum Teufel wünschen, werden Sie verstehen. Darum rate ich Ihnen, sehen Sie sich nach einem andern Bezirk um, wo Sie ebensogut arbeiten können — Berlin ist ja kein Dorf."

„Wissen möcht ich schon, weswegen Sie mich mit Ihren guten Ratschlägen beglücken", lautete Wessels Gegenfrage.

„Kann ich Ihnen erklären, ist ja einfach genug", erwiderte Camillo Roß mit zustimmendem Kopfnicken. „Wir können und dürfen Ihre Wühlarbeit hier in unserem festesten Bezirk nicht länger dulden. Wenn Sie meinen Rat befolgen und freiwillig aus diesem für Sie nun gefährlichen Revier abtreten, um so besser für Sie und uns. Wir sind nun nicht

so, daß wir einen ehrlichen Gegner nicht schätzen, wenn er — nun, wenn er eben solch eine Nummer ist wie Sie, Wessel. Seien Sie verständig."

„Nun, und was geschieht, wenn ich's nicht bin?"

„Dann zwingen Sie uns dazu, andere, radikalere Mittel anzuwenden, denn weg müssen Sie, das steht bombenfest", erwiderte Camillo Roß kurz und bestimmt.

„Na, daran ist also nicht zu deuteln, die Antwort ist klar, und ich weiß wenigstens, was ich jeden Tag zu erwarten habe, und erst recht nachts ... Mann, Sie geben vor, mich zu kennen, können Sie sich denn im Ernst vorstellen, daß ich meine Kameraden vom fünften Sturm je im Stich lassen könnte?"

„Ist doch schließlich Ihre Sache, was Sie können und was nicht", brummte Roß. Lebhafter fuhr er fort: „Einmal müssen Sie doch zu der Überzeugung kommen, daß Sie, der Student und Korpsbruder, nie und nimmer zu dem Volk gehören. Sie sind begabt, wollen doch sicher mal eine hervorragende Stellung im Leben einnehmen; stammen ausgerechnet aus einem gut bürgerlichen Pfarrhause, die Stunde wird kommen, wo Sie erkennen, daß Sie einen Irrweg gegangen sind, und dann sehen Sie die Kluft, die Sie, den Korpsstudenten, von dem proletarischen Volk trennt!"

„Kluft? Ich sehe keine solche!" rief Horst Wessel überzeugt aus. „Es gibt und soll keine Proletarier mehr in Deutschland geben, sondern nur noch Volksgenossen, die, auf Glück und Unglück zu einem Volkskörper zusammengeschweißt, ihren Weg gemeinsam gehen. Ihr aber streitet nur für einen Stand auf Kosten der anderen, wie kann da ein Volksganzes gedeihen?"

„Wollen uns nicht darum streiten. Eines steht für mich unverrückbar fest: Sie mit Ihrem scharfen Geist und Ihren großen Talenten werden nie zur untersten Klasse Volk gehören, noch werden Sie die blöde Masse der Proleten zu sich heraufziehen, weil Sie eben doch als Gebildeter nichts von dem Leben des Volkes wissen", sagte Camillo Roß hart und verließ den Tisch.

Horst Wessel sah ihm betroffen nach. Die Unterredung hatte ihn doch tiefer erregt, als er zuerst annahm. Nicht wegen jener in der Warnung versteckten Drohung, die konnte Wessel nicht besonders tief berühren, weil er sich der Gefahren bewußt war, die ihn umgaben. Aber das, was Roß, übrigens ein anständiger Feind, ihm da gesagt hatte, das bohrte in ihm. Er hatte sehr wohl bemerkt, daß Roß beim Weggehen einigen an der Tür herumlungernden Burschen die Hand beim Abschied gereicht hatte, ihm — Wessel — jedoch nicht. Auch das arme Mädchen hatte auf halbem Wege die Hand wieder zurückgezogen. War er immer noch ein Fremder in den untersten Volksschichten, dem man ein unberechtigtes, ja kränkendes Mißtrauen entgegenbrachte? Es war für diesen jungen Menschen eine erschütternde Erkenntnis, sich sagen zu müssen, daß man ihn, der mit einer tief aus mitfühlendem Herzen herauskommenden Liebe an den Menschen aus dem einfachen Stande hing, noch immer nicht als Bruder gelten lassen und ansehen wollte.

Das wühlte in ihm wie ein langsam schwelender Brand. Aber sein starker Geist erlahmte nicht in nutzlosem Grübeln, er war durch und durch Tatmensch und wollte um jeden Preis Gewißheit haben. Deshalb faßte er einen Entschluß, kühn und rasch, wie er alles anpackte: er wollte zum Volk selbst gehen, zu ihm hinabsteigen in seine Lebenskreise, einer der ihren werden, um sie ganz zu verstehen und Hitlers Lehre von dem Sozialismus für alle Volksglieder in die Wirklichkeit umsetzen und beweisen zu können.

Horst Wessel der Arbeiter

Der Abschied vom alten Leben

Horst Wessel packte seine Siebensachen zusammen, um die elterliche Wohnung in der Jüdenstraße zu verlassen und in die Welt des vierten Standes hinabzusteigen, ihr Leben selbst zu erleben — als Arbeiter.

Die Mutter kam dazu. Sie freute sich, weil sie glaubte, ihr Junge wolle endlich einmal ausspannen und eine Reise irgendwohin ins weite schöne Land machen. Ihre mütterliche Fürsorge erwachte sogleich, sie machte ihm Brote zurecht und holte noch eine Flasche Wein herbei.

„Inge und Werner werden bald von der Universität kommen, dann bringen wir dich gemeinsam zum Bahnhof, mein Junge", sagte frohbewegt die gütige Frau. Sie wußte, wie anstrengend die letzten Wochen für Horst gewesen waren, und daß er Erholung dringend nötig hatte. Inge und Werner, Horsts jüngere Geschwister, steckten mitten in ihren Studien. Werner gehörte ebenfalls der SA. an und war ein treues Mitglied der braunen Sturmtruppe. Er sah in dem Bruder ein leuchtendes Vorbild. Auch die allzeit heitere Inge hing mit warmer Herzlichkeit an dem tüchtigen Bruder.

„Wo soll denn die Reise hingehen?" fragte Frau Wessel.

„Mutter, ich will dir nichts vormachen. Es ist nicht meine Absicht, eine Reise anzutreten, dazu hätte ich ja auch wirklich jetzt keine Zeit. Ich verlasse euch, um mir irgendwo im Arbeitsviertel eine Bude zu mieten und dort zu wohnen. Arbeiter will ich werden, um das Leben des deutschen Arbeiters bis in die letzte Regung hinein kennenzulernen", erwiderte Horst.

„Arbeiter werden? ... Ja — ist denn das nicht genug, wenn du in dem dir zugewiesenen Rahmen tätig bist und fleißig studierst, um ein tüchtiger Mensch zu werden, der einmal eine achtenswerte Stellung einnimmt?" sagte die besorgte Frau.

„Nein, das ist es nicht. Ich will mit den Händen arbeiten wie die vielen Tausende, will müde werden wie sie, will von dem Ertrag dieser meiner Arbeit leben müssen; rund herausgesagt, das Dasein eines niederen Arbeiters am eigenen Leibe kennenlernen", erklärte er fest und ruhig.

„Und deswegen willst du von uns gehen?"

„Ja, für eine Zeit. Wie lange, weiß ich freilich nicht. Wiederholt fiel es mir auf, daß die einfachen Leute mir, dem Studenten gegenüber, eine gewisse Zurückhaltung beobachteten, mich nicht ganz als ihresgleichen ansahen, daß trotz aller Verbundenheit noch ein Rest von Scheu in ihnen ist. Das stört mich. Sieh mal, unser Führer hat das alles durchlebt, er hat sich in seiner Jugend in schweren wirtschaftlichen Kämpfen durchringen müssen. Daher rühren seine tiefen Erkenntnisse von der Not des Volkes und den Wegen zu ihrer Abhilfe. Das ist es, was ich immer so an ihm bewundere, seine restlose Verbundenheit mit dem Volksganzen. Das will ich kennenlernen. In Deutschland tobt ja heute ein harter Kampf um das deutsche Volk und seine Rettung. Es ist wie Krieg, Mutter, und ich verlasse dein trautes Heim, um mich als Kriegsfreiwilliger zu melden. Sieh es doch einmal von dieser Seite an, Mutter, und versuche, meinen Wegzug von euch zu verstehen, ich kann doch nicht anders", bat er bewegt.

Die gütigen Augen der Mutter ruhten voll herzlicher Liebe auf dem Gesicht des Sohnes. Ihre linde Hand strich über sein dichtes Blondhaar.

„Nein, du kannst nicht anders ... Bist flügge geworden, mein junger Falke. Du gehörst mir nicht mehr allein, sondern ihnen allen, den Kameraden von der SA., dem ganzen deutschen Volk. Geh mit Gott!" flüsterte sie.

Da wallte ein heißes Glücksgefühl in Horst auf. Sich und sein Tun von der geliebten Mutter verstanden und gerecht beurteilt zu wissen, war für ihn ein erhebender Gedanke. Und er würde das brauchen, denn es

war doch nicht leicht, einen derartigen Lebenswechsel vom gesicherten Bürgerssohn zum erwerbstätigen Arbeiter durchzuhalten. Aber Horst Wessel brachte es fertig.

So wurde er Taxichauffeur, sauste in Tag- oder Nachtdienst durch die vom Verkehr durchbrausten Straßen Berlins und hauste in seiner einfachen Bude, losgelöst von allem, nicht mehr Student, sondern Arbeiter. Nun stand er mitten im Volk. Hatte direkte Fühlung mit den schaffenden Kreisen. Wenn er auf den Halteplätzen mit den Berufsgenossen warten mußte, dann sah er darin eine günstige Gelegenheit zur Werbung für die gute Sache. Alle Gattungen und Schattierungen fand er vor, zumeist aber gehörten die Taxichauffeure der SPD. oder der KPD. an. Unermüdlich warb er, und oft mit Erfolg.

Doch fühlte er bald, daß dies nicht der richtige Beruf sei. So im Auto zu sitzen und in den Straßen Berlins herumzuflitzen, dann wieder stundenlang an den Parkplätzen mit den Arbeitskameraden zu verschwatzen, das war nach seiner Ansicht nicht die rechte „Arbeit". So wurde er Schipper beim Bau der Untergrundbahn, schaffte mit Schippe und Spitzhacke im Schweiße seines Angesichts unter den vielen anderen von früh bis abends. Jetzt erst war er mitten drin.

Leicht wurde ihm die Sache nicht. Das war doch eine ganz andere Betätigung wie etwa beim Sport. Wie zerschlagen fühlte er sich bei der abendlichen Heimkehr in seine Bude. Jeder Muskel am Leibe schmerzte, und manchmal tauchte in dieser körperlichen Ermattung verlangend der Gedanke auf: kehre doch zurück in das Haus an der Jüdenstraße. Aber er blieb fest, am anderen Morgen stand er wieder am Arbeitsplatz, schippte und hackte, als ob er nie im Leben etwas anderes getrieben hätte. Er biß sich durch schmerzensvolle Tage hindurch, bis seine Hände schwielig und klobig waren, richtige Handarbeiterfäuste.

In dieser Zeit liefen Gerüchte über ihn um. Es hieß, der Nazistudent habe sich mit seinen Angehörigen zerkracht, bekomme kein Geld mehr zum Studieren, weil er den Naziradau mitmache, und sei nun gezwungen, als Arbeiter sein Brot zu verdienen.

Seine Kameraden wußten es besser. Aber sie schwiegen, sahen mit respektvollen Blicken auf seine zerarbeiteten Hände, und Horst kam es so vor, als ob sie jetzt beim Händedruck viel fester und verbundener seine Hand preßten. Er fühlte es, daß er diesen Menschen, mit denen er nun schon solange Schulter an Schulter gekämpft hatte, durch seinen Eintritt in ihre Welt noch nähergekommen war. Und es machte ihn glücklich.

Wenn irgend möglich, ließ er abends seinen Sturm fünf auf dem Jüdenhof antreten. Dabei fand sich oft genug Gelegenheit, einen kurzen Besuch in der Wohnung seiner Mutter zu machen. Die Verbindung mit seinen Lieben daheim gab er nicht auf. Es kam sogar vor, daß er spät abends oder auch mitten in der Nacht nach Hause kam. Ganz wie sonst setzte er sich zu der Mutter ans Bett und erzählte ihr von dem, was seinen Sinn beschwerte und erregte. Zu verschiedenen Malen bat er um Geld, erhielt es; doch nicht für sich verbrauchte er die Beiträge, sondern opferte sie für seinen Sturm oder für die Bewegung.

In diese Zeit fällt auch eine Episode mit heiterem Verlauf, die aber so recht kennzeichnend für die rasch entschlossene Art des jungen Sturmführers ist.

An einem Abend kehrte er früher als sonst heim und sagte lustig: „Heut gibt es nichts mehr zu tun für mich — an diesem Abend gehöre ich euch!"

Seine Schwester Inge stand schon im festlichen Abendkleid bereit zum Ausgehen. Auch Hellmut Mingard, ein junger Mediziner und Freund der Familie Wessel, war anwesend. Horst erfuhr auf seine Frage, daß sie zu einem Tanzabend ins Korpshaus nach Grunewald wollten. Sie baten ihn, mitzumachen.

Das behagte ihm ja nun nicht so recht, aber als auch die Mutter ihn dazu beredete, war er einverstanden. Vorerst mußte er sich natürlich gründlich waschen und säubern, ehe er sich in die für derartige Veranstaltungen vorgeschriebene Kluft kleiden konnte. Schwarzer Anzug, Seidensocken und gefälteltes Oberhemd sind unbekannte Dinge in der Welt des Schippers.

Eben war er damit beschäftigt, seine Halsbinde zu knoten, als heftiger Lärm in die Stille seines Zimmers dringt. Krachend schlägt die Haustür

zu, polternde Tritte ertönen auf der Treppe, und laute Stimmen verkünden, daß da irgend etwas den Frieden stört.

Doch da stürzt auch schon Bruder Werner zu Horst ins Zimmer und berichtet atemlos, daß er mit seinem Kameraden Erich Ponke, der im gleichen Sturm mit ihm in der SA. stand, in unmittelbarer Nähe des Hauses von einer Rotte Rotfrontler angegriffen worden wären. Nur mit Mühe hätten sie sich retten können, aber das Fahrrad des Kameraden sei dabei in den Händen der Angreifer geblieben.

„Habt ihr die Halunken erkannt?" fragte Horst.

„Es schien mir, als ob wir es hier mit der Clique ‚Schlageter' zu tun hätten", meinte Werner.

„Keine Spur", fiel der hinzugekommene Kamerad Ponke ein, „es waren welche von der Bande des ‚Siebenhaar', ich habe den Kerl selber erkannt!"

So, der Binder saß, und Horst griff schnell nach seiner Pistole, sauste die Treppe hinunter und rannte in der nächsten Minute die Straße entlang, ehe die ihm Nachfolgenden recht erfaßten, was geschah. Auch Mingard, der nicht einmal wußte, was los war, riß einen Stock aus dem Ständer und jagte hinter dem Trio drein.

„Himmlischer Vater, wie mag das enden! Der Junge rast ja wie ein Toller auf den dunklen Haufen los", sagte die besorgte Mutter, die mit der Tochter ans Fenster geeilt war. Doch plötzlich wandte sie sich an Inge und sagte vorwurfsvoll: „Ich verstehe nicht, wie du dabei noch lachen kannst!"

„Aber beste Mutter! Das ist ja zum Schießen, wie der Horst aussieht; ich kann nicht anders — muß lachen", erwiderte Inge.

Es war auch ein Anblick, der zum Lachen reizen konnte. Ohne Schuhe, auf bloßen Strümpfen, im Frackhemd und mit flatterndem Schlips, mit der Linken die trägerlose Hose festhaltend, während seine Rechte die Waffe umklammert hielt, so raste Horst die leere Gasse entlang — den Feinden nach.

Aber denen war ganz und gar nicht lächerlich zumut. Der Student aus der Jüdenstraße stand in dem Ruf eines rücksichtslosen, fest zupackenden Kämpfers. Und wenn er auch in Strümpfen kam, so hielten es die Roten doch fürs beste, sich auch auf die Strümpfe zu machen. So rissen sie aus und ließen das erbeutete Fahrrad im Stich — nur fort aus der Nähe dieses gefürchteten Sturmführers fünf.

Horst griff das Rad auf, aber da rutschte die Hose gänzlich herunter. Lachend kamen die Freunde nach und sorgten dafür, daß Horst zunächst einmal die Hände frei bekam, um seine Hose festzuhalten. Dann ging es nach Hause, wo Inge den Bruder mit heiteren Worten zu seiner Heldentat beglückwünschte, ihm aber empfahl, das nächste Mal doch die Hosenträger nicht zu vergessen, wenn er zu ritterlichen Taten ausziehe.

Da Horst nun seine bestaubten Beinkleider wieder säubern mußte, was einige Zeit in Anspruch nahm, gingen Mutter und Schwester mit Mingard voraus zum Korpshaus, Horst wollte nachkommen.

Während er an der Hose bürstete, fragte er den Bruder: „Na, wie ist es mit dir, Werner? Kommst du mit?"

„Nee — hab doch Dienst heute nacht", erwiderte der Gefragte, „Versammlung im ‚Märchenbrunnen' am Friedrichshain. Mulmige Sache, da die Roten Sprengversuche machen werden. Da darf natürlich kein Mann im Sturm fehlen."

Horst horchte auf. Das konnte ja heiter werden. Er hatte doch schon etwas davon gehört. Mit einem Satz war er beim Telefon, rief das Korpshaus an und bat, man möge seiner Mutter mitteilen, daß ihn etwas Wichtiges am Nachkommen verhindere, sie möge ihn entschuldigen. Runter riß er das weiße Hemd und stieg wieder in seine Arbeitskluft. Nachdem er sich noch schnell vom Bruder den Treffpunkt des Sturms hatte sagen lassen, sauste er los.

In kurzer Zeit gelang es ihm, sechzehn von seinen Leuten zusammenzutrommeln. Die kleine Schar wurde von dem Sturm des Barrikadenalberts, dem Werner Wessel angehörte, freudig begrüßt.

„Hallo, ihr kommt wie gerufen! Es wird eine zackige Sache heute abend", rief Sprengel ihnen zu.

Dann marschierten sie los. Diesmal war es ein Marsch mit Hindernissen. Nicht allein Rotfront hielt die Straßen besetzt, auch Reichsbannerabteilungen hatten sich dazugefunden. Ununterbrochen Geplänkel, bald vorn, bald in der Mitte, dann wieder am Ende der Marschkolonne. Aber sie schlugen sich durch und blieben dem Gegner nichts schuldig.

Horst sah sofort, als er den brechend vollen Saal überblickte, daß er zu zwei Dritteln von Gegnern besetzt war. Das würde heute eine tolle Sache geben. Er sah es kommen. Man hörte es schon an dem dumpfen Stimmengebrause heraus, daß die Luft voll Spannung war, die jede Minute in ein wüstes Saalgefecht ausbrechen mußte.

Rasch verständigte sich Horst mit Sprengel über die Verteilung der Leute. Sie hatten nur etwa achtzig Mann dieser gewaltigen Menge gegenüber zur Verfügung. Aber deswegen verzagten sie noch lange nicht.

Gleich von vornherein wurde scharf zugefaßt und jeder Störenfried mit rücksichtsloser Strenge an die frische Luft befördert. So gelang es ihnen denn auch, den Rednern Gehör zu verschaffen.

Nach etwa zehn Minuten unterbrach ein donnernder Knall den Sprecher, Rauch- und Rußwolken verdunkelten den Saal. Die Kommunisten hatten einen Sprengkörper, einen Kanonenschlag, in den mächtigen Ofen gelegt. Die Gewalt der Explosion riß den alten Ofen in Stücke.

Das war das Signal. Der Mob heulte los. „SA. raus! SA. raus!" brüllte der wilde Chor.

Aber die kleine Schar fürchtete sich nicht. Im Nu hatten sich die Führer verständigt. Der Barrikadenalbert hielt mit seinen Leuten den Haupteingang besetzt, während Horst mit den andern die Versammlungsteilnehmer, Rote und Nazis, in wildem Durcheinander zu den Seiteneingängen hinausließ. Vergebens stürmten die Roten gegen Sprengel und seine Garde an, um durchzubrechen, sie mußten immer wieder mit blutigen Köpfen zurückweichen.

Endlich war der Saal geräumt. Aber nun kam das Schlimmste: man mußte sich durch eine tobende, wilde Menschenwoge durchschlagen, um nun selbst ins Freie zu gelangen.

„Raus hier, Albert, sonst fallen uns die Kommunisten durch die Türen von der Seite her an!" schrie Horst dem Sprengel zu.

„Hat keiner von euch ein Schießeisen?" fragte er zurück.

„Nee — nischt zu machen, ist ja Befehl von Osaf, daß keine Knallbüchsen mitgenommen werden dürfen."

„Hol's der Kuckuck! Haben gehörig dawidergebrummt, als der Befehl herauskam. Hilft aber nichts — ran an den Feind — er soll nun unsere Fäuste kennenlernen!" rief der Barrikadenalbert ergrimmt aus.

In Viererreihen geschlossen brachen sie durch die auffliegende Tür hinaus. Eine johlende, vor Haß brüllende Menschenwoge staute sich um den Eingang. Wie immer wich sie vor dem ersten heftigen Anprall der mutig mit den bloßen Fäusten Angreifenden zurück. Die Schupo deckte den Rücken, man hatte Luft.

Dann aber, als der schwache Trupp erst einmal in die blindlings zuschlagenden Menge eingekeilt war, wurde es gefährlich. Ein Auseinanderreißen der Kolonne hätte das Ende bedeutet. Aber Horst Wessels Auge wachte, er sorgte dafür, daß Verbindung gehalten wurde. Dabei mußte er sich doch gerade so gut seiner Haut wehren wie der letzte SA.-Mann. Ja, auf ihn hatten es die meisten gerade abgesehen. Er war ja in ihren Augen der größte Schädling.

Vorwärts ging es in dichten Reihen. Jeder wußte, daß ein Ausbrechen den sicheren Tod bedeutete. Als Stoßtrupp marschierten im vordersten Glied Sprengel, Fiedler und die Brüder Wessel. Sie wußten schon, worauf es ankam. Am Straußberger Platz angekommen, prasselte ihnen von vorn ein Steinhagel entgegen.

In dem wilden Geschrei der rasenden Menge klang nur schwach das aufreizende Geknatter der Mauserpistolen, mit denen die Schupoleute sich am Ende des Zuges Luft machten.

Doch bald verhallte das Schießen hinter ihnen. Sie waren allein der immer wieder vorbrechenden Masse gegenüber, die ihnen den Untergang geschworen hatte.

Aber sie hatte es hier mit einer fest entschlossenen und geschlossenen Truppe zu tun, die alle Praktiken des Straßenkampfes kannte und vorzüglich geführt war. Die Augen der Führer in diesem wütenden Kampf, der die nächtlichen Straßen Berlins durchtobte, erspähten jede sich bietende Gelegenheit, wichen hier dem Gegner aus und flitzten dort durch eine Lücke in eine weniger stark besetzte Nebenstraße. Immer vorwärts, immer in festem Marschtritt kreuz und quer durch die Straßen — bis zu irgendeinem Bahnhof, um dann von dort nach Hause zu fahren — einzeln und in kleinen Trupps.

Bahnhof Jannowitzbrücke war das nächste Ziel. Aber der war dick umwallt von einer brüllenden Menge. Wüste Schmähungen und Drohungen schallten ihnen aus dem heulenden, vielstimmigen Chor entgegen. „Tod den Faschistenhunden! Werft sie in die Spree!"

„Vorwärts! Wir müssen durch! Ich habe das Herummarschieren satt!" schrie Horst Wessel dem befreundeten Sturmführer zu.

„Mir ist's auch längst zuwider. Drauf denn!" lautete die Antwort Sprengels.

Mit verbissenem Trotz warfen sich die Braunhemden der tobenden Menge entgegen, brachen mit wuchtigem Anprall hinein in den vor Haßgier geifernden Menschenwall. Nicht ganz eine halbe Stunde dauerte der Kampf, dann hatte die brave SA.-Truppe sich durchgekämpft. Und nicht ein Mann ging verloren in dem wirbelnden Hin und Her des Ringens.

Siebzehn Schwerverwundete zählte man unter den zahlreichen Verletzten. Sie fuhren in ganz Berlin umher, bald an diesem, bald an jenem Bahnhof stieg ein Trüpplein aus, um nach Hause zu gehen oder einen Schwerverwundeten unterzubringen.

Das ganze rote Berlin schien wider das kleine Häuflein SA. aufgeboten zu sein, und dennoch fehlte nicht ein Mann, ein Beweis für die Schlagfestigkeit der Leute und die Tüchtigkeit der Führer.

Werner Wessel hatte auch etwas abgekriegt. Horst brachte ihn nach Hause. Zuerst horchte er, ob die Mutter schon wieder zurück sei. Sie war noch nicht heimgekehrt.

„Schnell, Werner, wasch dich, dein Gesicht ist voll Blut, und die Wäsche muß gesäubert werden, damit die Mutter morgen keine Spur des Kampfes mehr vorfindet", sagte Horst zu dem Bruder.

„Du bleibst doch hier, Horst?" meinte der Bruder.

„Nicht zu machen. Ich muß morgen früh wieder zeitig heraus und an die Arbeit. Schlaf wohl, Junge, nach dem bunten Abend!" war die Antwort. Dem Bruder noch einmal freundlich zunickend, verließ er das Zimmer.

Durch die Straßen des nächtlichen Berlins wanderte Horst Wessel heimwärts in seine ärmliche Bude. Statt in guter Kleidung und heiterer Gesellschaft bei musikalischen Vorträgen und Tanz den Abend an einem ruhigen, gastlichen Ort zu verbringen, hatte er sich mit der untersten Hefe des Volkes herumgeschlagen und tapfer sein Leben eingesetzt für den Sieg der großen Idee seines Führers zur Befreiung Deutschlands.

Wieder gewarnt

Hundemüde kommt Horst Wessel von der Arbeit nach Hause. Ein Brief liegt auf dem Tisch. Er reißt den Umschlag auf und überfliegt die wenigen, flüchtig mit Blei hingekritzelten Zeilen auf dem Zettel:

„Geehrter Herr W.! Kommen Sie heut nach elf Uhr Magazinstraße. Es ist wegen Nazitod."

Hm — eine höchst verdächtige Sache, die Schrift macht einen kindlich unbeholfenen Eindruck. Wer mag das geschrieben haben? Und in die ruhige, ein wenig abseits vom Hauptstrom des Verkehrs gelegene Straße bestellt man ihn? Immerhin, dort ist's nicht so gefährlich. Die Bezeichnung „Nazitod" gab zu denken. Bei den Roten gab es keine so vorzügliche Gliederung wie in der SA., da bekamen die einzelnen Cliquen meist den Namen oder Spitznamen ihres Anführers. Die Bande „Nazitod" war eine

ganz rüde Gesellschaft und stand der wilden Rotte des „Schlageter“ nicht nach.

Immerhin — es konnte eine böse Falle sein; aber hingehen würde er doch. Natürlich mit aller Vorsicht.

Mehrmals war er in der Magazinstraße hin und her gegangen um die verabredete Zeit, als er auf einmal leichte Tritte hinter sich hörte. Er wendete sich sofort um. Ein Mädel kommt auf ihn zu.

„Haben Sie mich hierher bestellt?“ fragte er.

„Ja, es ist wegen dem Nazitod“, gibt sie zu.

„Ah — ich kenne Sie doch — sind Sie nicht —“

„Die Erna — jawohl“, half sie seinem Erinnern nach.

Richtig — das war doch jenes Mädel, das er aus den Händen des Rohlings befreit und dem er nachher das Reisegeld geschenkt hatte, das ihm die Großmutter zugesteckt hatte.

„Na also, was ist denn los?“ fragte er neugierig.

Hastig kamen die Sätze aus dem Munde des Mädchens. Sie warnte ihn dringend. Man sei im roten Lager fest entschlossen, den „Schrecken des Ostens“ zu beseitigen. Überall lauere man ihm auf, er gehe ja soviel allein aus. Alles hätte man ausgekundschaftet, welche Versammlungen er besuche, wann er nach Hause gehe und wo er an bestimmten Tagen verkehre. Ein Spionennetz umlauere ihn, er möge doch um Gottes willen vorsichtig sein.

Das interessierte ihn schon, aber in der sicheren Erwartung, mehr und bestimmtere Angaben über die Pläne der Feinde zu erfahren, lud er sie zu einem Glas Bier ein und ging mit ihr in ein Lokal, wo er sie aus-horchte.

So erfuhr er weiter, daß die rote Gruppe „Schlageter“ eigentlich den Auftrag erhalten hatte, ihn hochzunehmen, doch da der „Schlageter“ in-zwischen selbst verhaftet worden sei, habe die Bande „Nazitod“ die Aus-führung des Auftrages übernommen. Auf Horsts Frage, von wem denn der Befehl zu seiner Überwachung ausgehe, erklärte das Mädchen, das wisse sie nicht genau, doch da jetzt alle Cliquenbullen (so hießen die Führer der

roten Gruppen) im Liebknechthaus ein und aus gingen, sei anzunehmen, daß der Auftrag von dort ausgehe.

„Weißt du, was man mit mir vorhat? Gewiß eine tüchtige Abreibung, bei der ich von Glück sagen kann, wenn sie mit sechs Monaten Spital abgemacht ist?“, fragte er lachend.

Sie nickte bestätigend und beantwortete seine weiteren Fragen nach den Verhältnissen und Maßnahmen im roten Lager mit großer Offenheit. Er erfuhr, daß sie selbst im Auftrage der Kommunisten ihn beobachtet hatte, seine Wohnung feststellte und seine Gewohnheiten auskundschaftete. Die Angabe, wo er wohne, hätte sie wahrheitsgetreu weitergegeben, da man dies auch so bald herausgefunden haben würde, doch alle anderen Mitteilungen hätte sie falsch und verdreht weitergegeben.

„So, du hast also deinen roten Auftraggeber belogen! Weißt du auch, Mädchen, was dir blüht, wenn das herauskommt? Dann bist du schlimm dran. Weshalb tatest du es denn?“ fragte er.

Sie schwieg, dann blickte sie ihn mit ihren guten, treuen Augen dankbar an und sagte: „Ich tat es für Sie, weil Sie damals, als es mir so schlecht ging, im ‚Mexiko‘ das viele Geld geschenkt haben. So gut war noch kein Mensch zu mir.“

Das Mißtrauen, das Horst anfangs empfand, schwand dahin, wie dieses einfache Mädchen aus dem Volk so zu ihm sprach. Nein, diese guten Augen konnten nicht lügen. Erna war keine Verräterin, sondern ein ehrliches, dankbares Geschöpf.

Doch das Persönliche trat sofort zurück vor dem großen Ziel, für das er tätig war. Er sah hier eine Möglichkeit, genaue Nachrichten aus dem feindlichen Lager zu erhalten, und fragte Erna, ob sie für den Nationalsozialismus tätig sein wolle.

Sie sagte sofort zu und erklärte, alles tun zu wollen, was er von ihr verlange, sie werde treu sein. Das war für Horst eine wichtige Sache. Aber es entging ihm nicht, daß Erna müde und abgespannt aussah. Sein menschliches Mitgefühl mit der Volksgenossin erwachte. Als sie auf Be-

fragen zugab, noch nichts gegessen zu haben, bestellte er ihr sofort eine tüchtige Mahlzeit. Während sie aß, erzählte sie ihm, daß die Wirtin ihr einen Teil des geschenkten Geldes gestohlen habe, doch besitze sie noch einen Rest und hoffe bestimmt, daß es mit der Näherei bald besser gehen und sie das Notwendigste zum Leben verdienen werde.

Wessel freute sich, daß Camillo Roß damals mit seiner spöttischen Bemerkung über das nutzlos verschenkte Geld unrecht gehabt hatte. Kein Zweifel, das Mädel war brav geblieben und versuchte ernstlich, sich ehrlich durchzubringen. Als er hörte, daß sie ohne feste Wohnung sei, seit die Wirtin sie bestohlen hatte, nahm er sie mit und brachte sie zu seiner eigenen Wirtin, Frau Salm, jener verräterischen Witwe eines Kommunisten, die eine so verhängnisvolle Rolle bei jenem Überfall spielte, bei dem Horst die tödliche Wunde erhielt.

Mit einer seltenen Treue hat dieses Kind aus dem Volk Horst Wessel und seiner Sache gedient. Sie betreute den einfachen Arbeiter, wusch seine Arbeitskleidung, hielt sie in Ordnung und sorgte für ihn in einer Regung unauslöschlicher Dankbarkeit. Daneben aber tat sie Kundschafterdienst für die SA. im roten Lager, eine äußerst gefahrvolle Sache, die sie mit der schlichten Tapferkeit ausführte, die ihr ganzes Wesen kennzeichnete.

Keiner wie Horst Wessel wußte darum, und seine Achtung und Dankbarkeit für diese Aufopferung waren groß. Als seine Kameraden, Sprengel und Fiedler, einmal nicht mit der Hochachtung von ihr sprachen, die er für geboten hielt, rügte er das und sagte ihnen, daß er sich mit diesem treuen Mädchen verloben werde. Von da an begegneten sie alle der stillen Erna mit größter Achtung. Auch hierin zeigte der deutsche Horst Wessel seine Verbundenheit mit dem Volk. Ihm standen Möglichkeiten offen, sich eine Frau aus den vermögenden Lebensständen zu suchen, er aber wählte ein Kind aus dem Volk; doch der gewaltsame Tod vernichtete auch diese Hoffnung.

Es war eine schöne Blut- und Daseinsverbundenheit in den Kreisen der SA. und aller denjenigen, die den Kameraden nahestanden. Wie

sehr dies der Fall war und wie hilfsbereit sich Horst Wessel auch den Angehörigen seiner Kameraden gegenüber zeigte, davon liefert ein Vorgang den besten Beweis. Eines Sonnabends kam Horst mit der Lohntüte von der Arbeit heim. Eine ärmliche, bleiche Frauensperson erwartete ihn: es war die Braut seines Kameraden Ewald, den sie festgesetzt hatten, weil er ein paar Rote gar zu fest verdroschen hatte. Sie war in Not, sah ihn mit tränenfeuchten Augen bittend an, und er gab ihr die Lohntüte mit dem ganzen Inhalt, drängte sie ihr auf, als sie nur einen Teil annehmen wollte. Dafür hatte er nun eine ganze Woche geschuftet.

Kein Wunder, daß sie alle mit der ganzen ungebrochenen Liebe deutscher Arbeitsmänner an ihm hingen, ihn verehrten und ihm überallhin mit Mut und Begeisterung folgten. Er war es auch, der die Opferwilligkeit seiner Arbeitsgenossen lebendig machte. Jenes Geld, das sie durch Überstunden verdienten, erhielten die arbeitslosen Kameraden.

In seinen Kämpfen, seinem Ringen um die Gewinnung der deutschen Volksseele für den Gedanken der Freimachung war er unermüdlich tätig. Eines Tages kam auf der Arbeitsstätte die Rede auf das Stempeln der Arbeitslosen, und es wurden die näheren Umstände dabei beschrieben. Der einstige Student und jetzige Schipper Horst Wessel hatte ja nie Gelegenheit gehabt, stempeln zu gehen. Als er erfuhr, daß die Kommunisten dort das große Wort führen und die Stempelbrüder mit hartem Terror zu sich herüberziehen wollten, sprühte sein Tatengeist auf.

Was, die Kommunisten sahen die Plätze vor den Stempelbüros als ihr ureigenstes Werbegebiet zum Fang von Mitgliedern an? Das durfte es nicht geben! Ausgeschlossen! Sie von dort zu vertreiben, mußte von jetzt an Ehrensache sein. Der Gedanke an diesen Abwehrkampf beschäftigte ihn derart, daß er sich nicht einmal zum Wechseln der Arbeitskleider Zeit nahm, sondern nach Beendigung der Arbeit stehenden Fußes zum Staf rannte und mit diesem die Abwehr- und Werbepläne für die Plätze und Räume um die Stempelbüros besprach.

Nun wurden die Kommunisten auch an jenen Orten, die bisher als ihr unbestrittenes Gebiet galten, angegriffen und ihnen mit aller Macht

Abbruch getan. Und wieder war es das Werk Horst Wessels, das die Feinde hier zu spüren bekamen, des deutschen Jünglings, in dessen Seele die große Sehnsucht nach der Freiheit seines Volkes lebendig war.

Während der Novembertage des Jahres 1929 ging es äußerst lebhaft zu, wie stets in den Zeiten vor der Wahl. Die Berliner SA. lag immer mit irgendwem im Kampf, bald mit Rotfront, bald mit Reichsbanner, und zur Abwechslung auch mal mit der Schupo. Täglich kamen Verletzungen vor, Tote gab es auch, und die Verletzten zählte man längst nicht mehr auf in den Berichten.

Als die Kameraden einmal nachts im Zuge von Weißensee zurückfuhren, erhielt Horst Wessel den Befehl vom Staf vier, den Bericht zu verfassen. Er war sofort bereit, nahm aber den Zettel, auf dem einige vorbereitende Notizen standen, mit der Linken. Sein rechter Arm hatte an diesem Tage was mit einer Eisenstange abgekriegt. Sie wanderten gemeinsam durch das berüchtigte Fischerkietz, das eine kommunistische Hauptstellung war, und gingen zum „Bombenschloß", wo der SA.-Kamerad Richard Fiedler wohnte, Petristraße 15. Den Namen für das altertümliche Haus, das mitten im Bolschewistenviertel lag, hatte es von Rotfront erhalten. Die zahlreichen Kugellöcher in dem geschnitzten Tor zeugten von heftigen Kämpfen, die um das Bombenschloß getobt hatten.

Zuerst wurden Horst Wessels Verletzungen untersucht, und nachdem man mit Befriedigung festgestellt hatte, daß der Knochen heil war, verbunden. Das ging natürlich nicht ganz schmerzlos vor sich, und Horst zog seine Zigarettendose heraus, um dabei ein wenig zu rauchen. Mit der Dose zog er ein Pappkärtchen hervor.

„Nanu — wer hat mir denn das in die Tasche gesteckt? Eine Empfehlungskarte von Rotfront? Die muß mir einer in die Tasche bugsiert haben, wie wir uns in der Parkstraße herumbalgten", meinte Horst.

„Wird schon so sein", stimmte Gerhard Pantel zu. „Sonst verstehen sie es meisterhaft, die Taschen zu leeren, diesmal haben sie es umgekehrt gemacht. Laß mal hören, was sie dir zu schreiben haben."

Horst las laut vor: „Ludwig Horst Wessel, nimm dich in acht! Tod dir und allen Faschistenhunden!"

„Die Reihenfolge der Namen ist verkehrt, Horst Ludwig muß es heißen", sagte Werner Wessel, der auch dabei war.

Fiedler nahm den Zettel mit der gemeinen Drohung, die außerdem noch einen Schimpf enthielt, und steckte ihn zornig schimpfend ein. Horst selbst beachtete die Todesansage nicht weiter. Er wußte ja, daß er auf der schwarzen Liste der Gegner stand und daß sie ihm nach dem Leben trachteten in ihrer bösen Mordgier, da regte er sich wegen eines solchen Zettels nicht auf. Im Bewußtsein seiner treuen Pflichterfüllung an Volk und Vaterland als Vorkämpfer für den Nationalsozialismus Adolf Hitlers schritt er unbeirrbar auf dem Wege weiter, den ihm sein Tatendrang vorschrieb.

Wahlsonntag! In den Straßen Berlins wogte ein Flaggenmeer. Das gleichmäßige Rot der Sozialdemokraten und das Rot der Kommunisten mit dem Sowjetzeichen Sichel und Hammer herrschte vor, nur vereinzelt und schüchtern fast zeigte sich das schwarzrotgelbe Banner der Weimarer Republik.

Lastwagen donnerten durch die Straßen, mit Braunhemden besetzt, über deren Häuptern das rote Hakenkreuzbanner als Künderin der deutschen Freiheits- und Erhebungsbewegung im Novemberwinde flatterte.

Daß zuerst durch die ärgsten Kommunistenviertel gefahren würde, sahen die braunen Kämpfer als eine Ehrensache an. Vergebens baten die Führer der begleitenden Polizeiautos, man möge doch die wildesten Gegenden meiden und die aufgeregten Gegner nicht noch mehr reizen. Nichts zu machen, sie fuhren los. Mitten hinein in den brodelnden, überschäumenden Hexenkessel der roten Bezirke, wo ihnen eine wüste Menge brüllend und tobend entgegentrat.

So kamen sie zum Wedding, wo sich die Massen zusammenballten. Ein Steinhagel prasselte auf die Autos nieder wie ein Schloßenwetter. Die Menge umgab sie wie ein brandendes, aufgepeitschtes Meer. Die Autos

steckten eingekeilt mitten drin. Es wurde gefährlich; denn wenn die heranbrausende Menschenwoge emporschäumte und die Leute herunterriß, war alles verloren.

Ein ungebändigter Vernichtungswille funkelte in den Augen der Herandrängenden und sprach deutlich aus ihren wutverzerrten Mienen.

Horst Wessel übergab die Fahne einem Kameraden und drängte sich zum Wagenführer nach vorn durch.

„Ballere mal los, Mensch — es ist die allerhöchste Zeit!" schrie er dem zu. Der nickte bloß. Er hatte verstanden, riß den Schlüssel aus dem Schaltkasten, und nun knallten Fehlzündungen los wie Kanonenschläge, das dröhnende Geheul übertönend. Das half. Entsetzt stob die im Grund feige Menge zurück, weil sie glaubte, es würde gefeuert, und es gab Luft. Diesmal war es noch gut abgelaufen.

Weiter ging die Fahrt. Durch ganz Berlin sollte das Hakenkreuzbanner an diesem Tage getragen werden. In Tegel wurden die Wagen von ausgeschwärmten Schupos angehalten. „Runter zur Untersuchung nach Waffen!" In der Kösliner Straße sollten Nazis auf harmlose Arbeiter gefeuert haben. Derartige Gerüchte wurden ja stets auf Anordnung der Gegner verbreitet und von der Polizei bereitwillig geglaubt.

In der Wachtstube mußten sie sich sogar ausziehen, ach — zum wievieltenmal an diesem denkwürdigen Tage! Das verbitterte nicht, o nein, es stachelte nur den Humor an und wurde auf die heitere Achsel genommen.

Ein Truppführer in Horst Wessels Sturm, Ernst Schulz hieß er, steckte voll frischen Humors. Er stand stramm vor dem untersuchenden Beamten und meldete: „Ich habe einen hohlen Zahn, Herr Wachtmeister, wollen Sie da nicht mal hineinsehen? Vielleicht steckt ein Maschinengewehr drin." Weit auf machte er den Mund und streckte die Zunge heraus.

Nun, die Beamten lachten zwar, aber es half nichts, sie wurden alle verhaftet, die ganze Standarte zum „Alex" geführt. Auf der Fahrt dorthin sangen sie zwar nicht, aber sie pfiffen das „Seeräuberlied", ein Spottlied auf den Polizeipräsidenten Weiß.

„Der mächtigste König von Groß-Berlin
das ist der Isidor Weiß.
Doch Doktor Göbbels, der Oberbandit,
der macht ihm die Hölle heiß."

Die Polizisten kannten den Text, summten ihn vielleicht zu dem Pfeifkonzert mit, aber jenes Wort, das im damaligen Berlin als die ärgste Majestätsbeleidigung angesehen und geahndet wurde, das Wort „Isidor", es wurde nicht gesprochen, nur gepfiffen.

Wie aber die zahlreichen Polizeiautos den Zug der Nationalsozialisten einschlossen und zum Alexanderplatz begleiteten, da scholl brausend und von Begeisterung getragen der Trutzsang der SA. durch die Straßen: „Die Fahnen hoch! Die Reihen dicht geschlossen!"

Und dann, als sie in geordnetem Zuge von der Magazinstraße aus zum Polizeipräsidium marschierten, donnerte anklagend ein Sprechchor:

„Weil die Kommunisten morden,
sind wir verhaftet worden."

In einem Gefängnislokal, das den Spottnamen „Alter Hundestall" führt, wird die ganze Standarte untergebracht. Jeder soll einzeln vernommen werden — eine höchst langweilige Sache. Die Beamten bitten und mahnen, aber, du lieber Himmel, wenn ein paar hundert junge, tatenfrohe Männer beisammen sind, dann geht es nicht still zu wie in einer Mädchenschule. Sie treiben Allotria und machen allerhand Spiele, wo die Polizeier am besten nicht hinsahen, denn sie hätten sich doch bloß darüber geärgert.

Werner Wessel hockt in einem Winkel und schreibt eifrig. Als er fertig ist, springt er auf die Bank, schwenkt das Blatt Papier und schreit in den Lärm: „Ruhe! Ein neues, schönes Gedicht steigt! Habt ihr schon mal etwas vom ‚Nasobem' gehört?"

„Los — wat is denn dat for en Ding!" hallt es ihm entgegen.

„Ein ganz seltsames Wesen mit einem mächtigen Riecher; stammt aus einem Gedicht vom ollen Morgenstern. Den kennt ihr ja, hab euch doch schon oft die ulkigen Verse vorgelesen, die er gedichtet hat. Und nun

werde ich euch etwas vorlesen, das ich hier im ‚Alten Hundestall' für die SA. umgeformt habe. Paßt mal auf!"

„Auf krummen Beinen schreitet
einher das Nasobem,
von Schupos rings begleitet,
hübsch sicher und bequem.

Es schleicht am Alexander
aus seinem Bau hervor,
erschröcklich wie ein Panther —
man ruft es Isidor.

Das mag es gar nicht haben,
Wut speit es, Dreck und Lehm!
Drum nennen's brave Knaben
auch nur das Nasobem!"

Jubelnder Beifall durchtoste den Raum nach Verlesung dieses neuen Spottgedichtes auf den damaligen jüdischen Polizeipräsidenten. Die Kriminalbeamten stellten mit Nachdruck die Ruhe wieder her, aber sie taten es mit einem unverhohlenen Schmunzeln, sie verstanden eben auch Spaß, die Biederen. Und einer erbat sich — nicht amtlich — eine Abschrift aus.

Staf und Sturmführer hatten den oberen Beamten endlich Verständnis dafür beigebracht, daß die Massenverhaftung eine ganz sinnlose Maßregel war, und so wurden die Leute in kleinen Gruppen nach und nach entlassen. Immer zu dreien oder vieren, damit die in Massen auf nächtlicher Streife befindliche Rotfront ihnen auflauern und ihr Mütchen an ihnen kühlen konnte.

So endete die denkwürdige Wahlfahrt im November 1929.

Dunkle Tage brechen herein

Ein Band herzlicher Liebe und gegenseitigen Verstehens umschlang die vier Menschen in der Wohnung in der Jüdenstraße. So sehr auch Horst Wessels ganzes Wesen von seiner Tätigkeit in der SA. und in der

Bewegung für die Durchdringung des Nationalsozialismus in Deutschland erfaßt und eingenommen war, sein starkes mutiges Herz hatte auch noch einen Reichtum an Liebe für seine nächsten Angehörigen zu vergeben. Es konnte nicht anders sein. Trotz allem heiligen Drang nach den hohen vaterländischen Zielen, die er erstrebte, konnte er nie in Rücksichtslosigkeit verfallen und seine Angehörigen um des Ganzen willen vernachlässigen.

In dem Bruder Werner sah er auch den wackeren SA.-Kameraden und freute sich, wenn dieser es ihm in vielen Dingen gleichtun wollte. Er lobte seine Weihnachtsspiele und Gesänge, die er für seinen Sturm eins verfaßte, und so vertiefte der gleiche Drang zur Betätigung in der nationalen Bewegung die geschwisterlichen Gefühle, die beide Brüder füreinander hegten. So tüchtig der jüngere Bruder auch war, die geistige Willenskraft und vor allem die hervorragenden Führereigenschaften des älteren Horst besaß er nicht.

Inge, das liebe, von einem frischen Humor beseelte Schwesterchen der beiden, war Horst sehr ans Herz gewachsen. Wegen ihres geraden, zielbewußten Charakters und der Munterkeit ihres lebhaften Wesens schätzte er sie sehr und zollte ihrer Tüchtigkeit hohe Achtung.

Besonders innig aber war Horsts Verhältnis zu seiner Mutter. Zwischen diesen beiden herrschte eine schöne Gemeinschaft im Denken, Fühlen und Verstehen. Horst Wessel war schon längst Sturmführer, hatte schon so manche mannhafte Tat vollbracht, die ihm die höchste Anerkennung eintrug, aber vor der Mutter blieb er das Kind, der Knabe, der alle Regungen seiner Seele und alle Gedanken, die ihn beschwerten oder bewegten, in gläubigem Vertrauen der Mutter offenbarte.

Mit der gleichen Liebe umfaßte diese treue Mutter alle drei Kinder. Aber für Horst war ihr Gefühl aus dem Grunde stärker, weil er ihr in seinem mutigen Einsetzen der Person, ohne Beachtung der damit verbundenen Gefahren, die weitaus größere Sorge bereitete.

So recht deutlich tritt die seltene Einigkeit, wie sie in dieser Familie herrschte, uns beim Wegzug Horsts aus dem Elternhause entgegen. Er

verläßt die Lieben, um Arbeiter zu werden, steigt hinunter in einen anderen, niedereren Stand, aber nichts, aber auch gar nichts ändert sich in den Gefühlen der Zurückbleibenden für ihn, der das schlichte Arbeiterkleid übergestreift hat und auch wirklich Arbeiter geworden war. Sie blieben wie vordem, sie verkehrten mit ihm wie vorher, ja vielleicht achteten sie ihn noch ein wenig mehr um seiner mutigen, überzeugungsvollen Tat willen. In dieser Gemeinschaft, aus der ein Horst Wessel dem deutschen Volk und besonders der deutschen Jugend geschenkt wurde, herrschte der harmonische Gleichklang gegenseitiger Liebe und unbedingten Vertrauens, wie sie vorbildlich sind für das deutsche Familienleben.

Weihnachten war nahe. Schon zog Tannenduft durchs Haus. Werner hatte den Baum besorgt. Da bringt ein Eilbrief Unruhe hervor. Zwei Brüder der Mutter leben seit Jahrzehnten in Südamerika — der eine in Argentinien, der andere in Chile. Es war schon immer ein heimlicher Wunsch von ihr, den beiden Söhnen die Gelegenheit zu einem Besuch der Verwandten zu verschaffen. Sie weiß, wie gern ihre Jungen einmal fremde Länder aus eigener Anschauung kennenlernen möchten. Ein Schiffskapitän, ein alter Freund ihres verstorbenen Gatten, hat sich bereit erklärt, einen der Brüder unentgeltlich mitzunehmen und wieder zurückzubringen. Nun ist alles geordnet und bereit, in zwei Tagen läuft das Schiff aus, Werner müßte sofort reisen.

Horst hat bereits früher abgelehnt, er könne jetzt die Arbeit in einer so bewegten Zeit nicht im Stich lassen, erklärte er.

Als der Brief eintraf, war Horst nicht zu Hause, er weilte auf seiner Arbeitsstätte. Werner und Inge vertieften sich in die Karten, um die Reise in ihren einzelnen Teilabschnitten zu verfolgen. Der jüngere Bruder ist ganz begeistert von der Sache, aber es kommt ihm doch so vor, als ob er zugunsten des älteren Bruders bevorzugt würde. Der Gedanke läßt ihn nicht zur Ruhe und zu einem ungestörten Genuß der Vorfreude kommen. Er ruft Horst ans Telefon und erklärt dem erstaunt Aufhorchenden ganz selbstlos, er wolle gern auf die Reise verzichten, wenn Horst von dem vorteilhaften Angebot Gebrauch machen wolle.

„Das ist wirklich lieb von dir, Brüderlein, aber ich darf jetzt meinen Sturm fünf nicht verlassen, bin hier unabkömmlich. Du weißt ja selbst, daß ernste Zeiten bevorstehen, und jeder Mann auf seinem Posten sein muß", lautet die Antwort.

Der Hinweis packt Werner, er hat in der aufschäumenden Freude vergessen, daß die nächste Zeit harte Kämpfe bringen wird. Die Mutter sieht das Erlöschen der heißen Freude im Gesicht ihres Jungen. Sie ahnt, was da vorgeht, greift selbst zum Hörer und bespricht den Fall mit Horst.

„Nun, was meint Horst, Mutter?" fragt Werner, als sie den Hörer auf die Gabel legt.

„Er sagt, daß er dir in dieser Angelegenheit keinen Rat geben könne, jeder müsse selbst wissen, was die Pflicht von ihm verlange", antwortete die Mutter.

„Dann verzichte auch ich und werde auf meinem Posten in der SA. im ersten Sturm ausharren", erklärte der junge Mensch, ganz erfüllt von dem Opfersinn und der Treue seines Bruders.

Die Mutter und auch Schwester Inge versuchen, ihn umzustimmen, indem sie ihn darauf aufmerksam machen, daß eine ähnliche Gelegenheit, fremde Länder zu besuchen, sich nie wieder bieten werde. Doch Werner bleibt fest, das Wort des Bruders von der Pflicht hat sich in seinem Gewissen eingehakt, und so verzichtet er auf all die herrlichen Freuden einer solchen Reise. Für die Brüder Wessel war Opferwilligkeit eine selbstverständliche Pflicht.

Ein anderer, wenn auch viel bescheidenerer Genuß stand Werner bevor, eine mehrtägige Schifahrt in die winterlichen Schneefelder des Riesengebirges. Er hatte Horst auch dieserhalb um seinen Rat gefragt. Zwei Gelegenheiten boten sich ihm zum Anschluß. Die alten Genossen aus dem Pfadfinderverband, erprobte, tüchtige Schiläufer, wünschten ihn gern bei sich zu haben, und eine Nazi-Schigruppe, die aber sportlich nicht an die Leistungen seiner alten Kameraden herankommt.

„Was meinst du dazu, wem soll ich mich anschließen?" fragte Werner den Bruder. „Die Freunde von unserer Gruppe legen großen Wert darauf, daß ich mitkomme, einige kenne ich sehr gut."

Horst antwortete: „Nun, dann schließe dich ihnen an, sie haben eine Erholung nötig nach dem anstrengenden Dienst der letzten Wochen. Deine Pfadfinderfreunde können schon einmal ohne dich auskommen. Gott sei mit dir, lieber Junge, grüße mir die weiße Winterpracht in den Bergen."

Werner befolgte getreulich den Rat des Bruders und schloß sich der Gruppe junger Nationalsozialisten an. Achtzehn junge, hoffnungsfreudige Leute, ein paar Mädel darunter, fuhren an einem Samstagabend nach Hirschberg, genügten dort erst ihrer Bürgerpflicht durch Eintragung in die Liste des Volksbegehrens gegen den Youngplan, und dann warfen sie sich mit voller Jugendkraft und der Lust ihrer jungen Herzen auf den Sport. Die sonnenbestrahlten weißen Schneefelder lockten sie an.

Doch unsichtbar wob die Hand des Schicksals ihre Fäden ... Nicht alle kehrten zurück von dieser Fahrt in die schneeglänzenden Berge; einige — darunter Werner Wessel — spann der Schnee ein in sein kaltes Bett, in dem sie in einen Schlaf sanken, aus dem es kein Erwachen mehr gab.

Werner Wessel kämpfte mit dem ganzen Mut eines in Kämpfen geschulten jungen Menschen, aber die Sturmgewalten waren stärker als sein heißer Wille; am Ende seiner Kräfte angelangt, sank er in eine tiefe Schneewehe und entschlief, seine Augen schlossen sich, nie sollte er das Morgenrot des deutschen Befreiungstages schauen!

Im einfachen Kirchlein Wang zu Krummhübel lagen die vier Opfer der kalten Eisriesen aufgebahrt, Hans Tesche aus dem nahen Hirschberg, Werner Wessel, Fritz Radloff und Hildegard, ein junges Mädel.

Auf die furchtbare Nachricht hin war Horst mit der Mutter und Tante Gerti nach Schlesien gefahren, und nun standen sie vor den auf duftendem Tannengrün aufgebahrten Opfern, deren rosige, frischfarbene Gesichter nicht an Tod und Trennung gemahnten.

Ein Stöhnen entrang sich der Mutter Brust, als sie ihren Jungen so still liegen sah. Es fiel ihr so schwer, daran zu glauben, daß er ihr für immer entrissen war. Noch einmal küßte sie ihn, dann wankte sie hinaus, fuhr mit der Schwester nach Berlin zurück.

Horst hatte der Mutter versprochen, den geliebten Toten so rasch wie möglich nach Hause zu bringen. Doch als er an die Ausführung seines Vorhabens ging, sah er sich ungeheuren Schwierigkeiten gegenüber. Die Bestimmungen der Verfrachtung von Leichen auf der Eisenbahn verlangten die Erledigung einer Unmenge von Formalitäten. Und die Mutter wartete.

Da riß Horst die Geduld, er fuhr nach Berlin, suchte sich ein Auto, nahm einen zuverlässigen Fahrer aus seinem Sturm fünf mit, und langte so nach zwölfstündiger Fahrt wieder beim Kirchlein Wang an. Kameraden von der Hirschberger SA. halfen, die toten Kameraden und das Mädel in die von Berlin mitgebrachten Särge betten, und die traurigste Fahrt im Leben Horst Wessels durch das beschneite Land und auf vereisten Landstraßen begann.

Stunden fuhr er schon, ließ seinen Kameraden nicht ans Steuer, weil er selbst den teuren Bruder heimfahren wollte. Ach, jetzt empfand er es mit aller Gemütstiefe, wie sehr er den sonnigen Menschen geliebt hatte.

Nicht allein die körperlichen Anstrengungen und der Mangel an Speise und Ruhe setzten ihm hart zu, viel schlimmer war der harte Druck der Vorwürfe, die er sich deswegen machte, weil er dem Bruder geraten hatte, er möge sich der minder erfahrenen Nazi-Schigruppe anschließen. Dieser Gedanke, daß er Schuld daran haben könne, weil sein Bruder im Schneesturm umgekommen sei, peinigte den feinfühlenden Horst Wessel furchtbar. So verfiel er in brütendes schmerzhaftes Grübeln. „Wenn ich ihm doch zugeredet hätte, die Reise nach Amerika anzutreten, dann befände er sich jetzt auf dem Dampfer und lebte!“

Und wenn er sich dann sagte, daß er im gegebenen Fall das gleiche wieder tun würde, so war das ein schwacher, nicht lange vorhaltender Trost. Seine Ruhe war dahin, ein Wurm nagte in seinem Innern, und dunkle Schatten dämpften alle Freude und Lebenslust in den Tagen, die ihm noch vom Schicksal bewilligt waren . . . Ach, es waren ihrer ja nur noch wenige.

Die Leute vom ersten Sturm empfanden mit tiefem Schmerz: unser Bester ist von uns gegangen. Ein dumpfer Druck lastete auf ihnen. Treulich hielten sie die Totenwache, nachdem sie den jungen Kämpfer, der still und starr dalag, aufgebahrt hatten.

Und die Stunde brach an, wo sie den Sarg auf ihre Schultern nehmen mußten, um ihn hinabzutragen. Scharf zerrissen die hellen Kommandoworte: „SA. stillgestanden! — die Augen links!" die verhaltene Stille. Hakenkreuzfahnen senkten sich vor dem toten Kameraden. Dumpf rasselten die Trommeln, die Musik spielte, der Zug setzte sich in der hereinbrechenden Dämmerung, von düster lohendem Fackelschein übergossen, in Bewegung.

Ein letzter Abschied! Doktor Göbbels war aus dem Rheinland herbeigeeilt, um dem Kameraden die letzte Ehre zu erweisen. Staf vier fand ergreifende Worte am Grabe des treuen Sturmsoldaten der Standarte vier. Gedämpft und getragen hallte der Schlußgesang über die vieltausendköpfige Menge hin, die den weiten Nikolai-Friedhof füllte:

„Du kleiner Tambour, schlag ein,
Kameraden, laßt die Banner wehen,
wir wolln nicht länger Knechte sein,
Alldeutschland sieht ein Auferstehen!
Lebe wohl, leb wohl, du stolze Zier,
du Sturmsoldat von der Standarte vier!"

Sein Lied ... Werner Wessels Lied sangen sie in die offene Gruft mit dem tiefsten Empfinden, dessen deutsche Kameraden fähig sind. Starr ist der Mutter Schmerz. Mit tiefster Kümmernis gewahrt Doktor Göbbels, daß ihr die Wohltat lindernder Tränen versagt ist.

Die Trauerversammlung löst sich auf. Der Friedhof leert sich. Nur einer, ein einzelner steht an der frischen Gruft — Horst Wessel ... Ganz allein nimmt er Abschied von dem toten Bruder, der ein Stück seines Herzens mit sich nahm in sein stilles, kühles Grab und die unbefriedigte Liebe in einem schmerzgequälten, erschütterten Bruderherzen zurückließ.

Mit der ganzen unverfälschten Liebe einfacher Menschen aus dem Arbeiterstand hingen die Kameraden der SA. und ihre Angehörigen an dem Sturmführer fünf. So hatte auch die Mutter des Barrikadenalbert den jungen Studenten in ihr Herz geschlossen. Albert Sprengel war wegen seines Widerspruchsgeistes als Truf abgesetzt worden und tat nun wieder als einfacher SA.-Mann seinen Dienst.

Müde kam er eines Abends vom Dienst. Während er aß, was die Mutter ihm vorsetzte, erzählte ihm die schlichte Frau von Horst Wessel, um den sie sich große Sorgen machte.

„Ich sage dir, Albert, es war zuviel, was da in den letzten Tagen über den guten Jungen hereingebrochen ist", klagte die gute Frau. „Ganz wirr war er, wie er neulich hier war, um mit dir was zu besprechen. Kannst dich drauf verlassen, der klappt zusammen, da nun das Begräbnis vom Bruder vorbei ist, und die Spannung nachläßt, die ihn noch aufrecht erhält. Ganz elend sah er aus; in dem steckt eine Krankheit."

„Ich habe mir auch schon wegen seines schlechten Aussehens Gedanken gemacht, Mutter", stimmte Sprengel zu.

„Er muß weg aus der Frankfurter Straße und wieder nach Hause zu Muttern!" erklärte Frau Sprengel. „Mutterpflege ist durch nichts anderes zu ersetzen. Unter den Augen von Mutter und Schwester wird er sich am ehesten wieder erholen."

„Hm, das ist ganz gut, aber es wird keine leichte Sache sein, ihn zu der Übersiedlung zu bewegen. Er hat es sich nun einmal in den Kopf gesetzt, wie einer der unsrigen zu leben. ‚Ich will es nicht besser haben wie meine Kameraden', sagt er kurzweg, wenn mal einer ein Wort darüber fallen läßt. Er hat darin einen harten Kopf", seufzte Sprengel.

„Aber gehorchen tut er doch, wenn der Staf oder der Gauleiter Doktor Göbbels ihm befiehlt, die olle Bude zu verlassen und wieder in die Jüdenstraße zu Muttern zu ziehen", meinte die gute Alte.

„Will mal mit den Kameraden darüber reden", sagte Albert.

„Tu das, der Horst Wessel muß sobald wie möglich in eine richtige Pflege, der ist kränker, als es den Anschein hat. Die gute Erna ist nicht imstande, das allein auf sich zu nehmen“, erklärte die Mutter.

Albert Sprengel ging ins Bombenschloß zu Fiedler. Dort brannte zwar der Christbaum, aber es herrschte eine trübe Stimmung. Der Barrikadenalbert knurrte etwas von „verdorbenen Weihnachten“, wollte den Baum „zum Fenster rauswerfen“, und auch Fiedler war in trübster Stimmung. Der Tod des jungen, sonnig-heiteren Kameraden Werner Wessel lastete schwer auf ihnen.

Da schrillt das Telefonzeichen, Erna verlangt nach ihnen. Sofort machen sich die beiden auf den Weg zu ihr und treffen sie an der vereinbarten Straßenecke.

„Den Roß haben sie erledigt“, berichtete sie scheu.

„Ah — den Rotfrontler Camillo Roß! Was hat es gegeben? Wer war dabei? Ist er ganz erledigt — oder bloß verwundet?“ drängte Fiedler.

Erna weiß nichts Bestimmtes. Die Kommunisten nehmen an, es seien SA. gewesen, die den Roß lebensgefährlich verletzt hätten. Aber eins sei sicher: sie würden sich rächen, behauptete Erna. Sie habe überall herumgehorcht und eine erhöhte Tätigkeit im roten Lager festgestellt. Doch alles werde so geheim behandelt, daß nichts über einen engeren Kreis hinausdränge. Verdächtig sei auch die Emsigkeit der Witwe Salm, die von einer roten Kneipe zur andern liefe. Sie — Erna — fürchte, daß etwas gegen Horst im Werk sei. Er wolle ja auf keine Warnung hören und sei krank — schwer krank; nur mit aller Anstrengung halte er sich aufrecht. Das beste sei, wenn er aus der gefährlichen Umgebung weggebracht werden könne und nach der Jüdenstraße übersiedle, denn in der Frankfurter Straße sei er keinen Augenblick sicher.

In seiner Herzensangst schüttete das besorgte Mädchen seine Nöte vor den beiden SA.-Männern aus.

„Schluß damit! Er muß weg!“ sagte Fiedler. „Deine Mutter hat recht, Albert, und die Erna sagte es auch. Ein Wunder ist es fast, daß die Kommunisten ihn hier noch nicht überfallen haben.“

„Wir müssen ihn nach der Jüdenstraße schaffen, koste es, was es wolle!" entschied Sprengel. „In seinem jetzigen Zustand ist er ja wehrlos, wenn sie ihn anfallen. Nötigenfalls holen wir den Staf oder auch Doktor Göbbels — denen muß er gehorchen. Los, Richard, versuchen wie unser Heil!"

Wider alles Erwarten glückte ihnen das Vorhaben. Das Herz tat ihnen weh, als sie die körperliche Schwäche Horsts wahrnahmen, der matt und elend vor ihnen stand und sie mit fieberglänzenden Augen anblickte. Er fühlte selbst, daß die Kameraden ihm den besten Rat erteilten, wenn sie ihn baten, doch mit ihnen in die Jüdenstraße zu fahren, um sich dort ausheilen zu lassen. Gehorsam folgte er ihnen ins Auto und war bald darauf zu Hause in seinem alten trauten Zimmer. Mutterliebe umhegte ihn, Mutterhände, weich und gut, pflegten ihn. Aber es waren zwei schwere, peinvolle Wochen. Fieberglut machte den Körper schwach und schlaff. Doch als diese wich, rissen die Willenskraft und der Gedanke an seine Aufgaben in der Bewegung ihn wieder hoch. In den von Fieberhitze erzeugten wirren Reden hatte er sich ja fast nur mit seinem Sturm fünf beschäftigt, zwischendurch auch von dem traurigen Ende des geliebten Bruders phantasiert. Noch immer lastete der schwere Druck dieses Ereignisses auf seinem Gemüt.

Seine gütige Mutter wollte die weiche Stimmung, die eintrat, als die Fieberspannung von ihm wich, und große Schwäche seinen Willen lähmte, benutzen, um ihn für eine Fahrt nach Südamerika zu begeistern, von der sie volle Genesung und Kräftigung erhoffte. Matt lächelnd lauschte er den Worten, wenn sie ihm die Schönheiten und Genüsse einer solchen Reise ins herrliche Südland ausmalte. Alles war ja bereit dafür. Er selbst träumte davon und dachte an ein fröhliches Genießen, wie ein Junge sich auf ein verheißenes Spielzeug freut.

Es wurde aber doch nichts daraus. Sowie er sich wieder kräftiger fühlte, dachte er nicht mehr daran, eine Vergnügungsfahrt nach Südamerika zu machen. Hier in Berlin, in der SA. war sein Platz. Mit der zunehmenden Körperkraft war auch seine Geistesstärke wieder erwacht,

und die zeigte ihm seinen Platz, wo er hingehörte im Kampf für Deutschlands Freiheit. Nur eins hatte die Mutter erreicht: er wollte die Arbeiterwohnung in der Frankfurter Straße aufgeben und wieder bei der Mutter in der Jüdenstraße wohnen.

Noch einmal müsse er hin, erklärte er der Mutter. Die riet ihm dringend ab. Seine Sachen könne man ja holen lassen. Und wenn die Erna etwas brauche, solle sie es gern haben. Sie ahnte, daß Gefahren dort auf den Jungen lauerten, weil die SA.-Kameraden so dringend wünschten, daß er nicht mehr dahin zurückkehren möge.

Doch Horst Wessel ließ sich nicht überreden. Er ging. Aufrecht wie ein rechter Held, der nie vor dem Feinde zurückweicht, schritt er dahin, seinem Verhängnis entgegen. Er mußte die Tücke der Feinde kennen, doch er beachtete sie nicht in seiner gelassenen selbstverständlichen Kühnheit.

Als er durch den Flur schritt, trat ihm die Wirtin, Frau Salm, entgegen; ohne seinen Gruß zu erwidern, ihm einen gehässigen Blick zuwerfend, schlüpfte sie in ihre Küche, die Tür hinter sich zuschmetternd. „Wie wird das giftgeschwollene Weibsbild feixen, wenn sie erst erfährt, daß ich ausziehe", dachte Horst belustigt.

Sein Zimmer war leer und öde. Erna war sicher ausgegangen, um Einkäufe zu besorgen. Sinnend sah er sich in der ärmlichen Bude um, die er nun für immer verlassen wollte. Langsam begann er die herbeigetragenen Sachen in den Koffer zu packen.

Dann hielt er inne und fing an zu grübeln. Wie war es doch? ... Fort wollte er? Dieses Zimmer aufgeben und wieder als der feine Student in die vornehmere elterliche Wohnung zurückkehren, dem einfachen Leben ade sagen? War das nicht feige Flucht? Verrat an den Kameraden, die es nicht besser hatten? Gehörte er dann nicht mehr so ganz zu ihnen? Warum war er denn nur hierhergekommen? Doch nur, um sich als ganz und untrennbar zu ihnen gehörig zu fühlen.

Nein — es ging nicht — er mußte bleiben! Ein Horst Wessel verläßt seine Stellung nicht, er hält durch. Die Reihen dicht geschlossen! Er hat es selbst geschrieben, hier war sein Platz!

Mädchenstimmen störten ihn aus tiefem Sinnen. Erna kam, und mit ihr trat Klara, die Braut Ewald Bartels, ins Zimmer. Freudig begrüßten sie ihn, freuten sich, weil er gut aussah und die Krankheit überstanden hatte. Ernas Blick fällt auf den halbgepackten Koffer. Sofort kniet sie hin, will packen helfen. Doch er wehrt ihr ab und sagt fest: „Nein, ich bleibe!"

Der Knall einer zugeworfenen Tür erschreckt sie:

„Ah — der alte Drache, die Salm, rückt aus. Nun haben wir Ruhe für eine Weile", sagt Erna und fügt seufzend hinzu: „Die hat mir das Leben zur Hölle gemacht, während du weg warst."

Dann setzten sie sich zusammen, die drei, zu einem gemütlichen Plausch.

Unterdessen eilt das Verhängnis mit den raschen Schritten der verräterischen Witwe Salm dahin. Ihr Ziel ist die Gastwirtschaft „Bär" in der Dragonerstraße, Hauptquartier der Rotfront. Ihr suchender Blick fällt auf die rechten Burschen für ein solch feiges Vorhaben. Die beiden Jambrowski, der Max Joneck und noch einige Rotfrontler sind da. Sie setzt sich zu ihnen, erklärt ihnen, daß er — Horst Wessel — zu Hause ist und drängt, daß sie diese günstige Gelegenheit nicht versäumen möchten. Der Kupferstein aus Warschau, Führer der roten Sturmscharen, habe doch befohlen, diesen Faschisten unter allen Umständen zu beseitigen.

Sie sind nicht sofort bereit. Horst Wessel ist der am meisten gefürchtete Kämpfer der Nazi, und Respekt haben sie nun einmal vor ihm. Da tritt die Else Cohn ihnen entgegen, ein fanatisches Antifa-Mädel, schilt sie Feiglinge, die sich vor einem Jungen fürchten, der noch dazu von einer eben durchgemachten Krankheit geschwächt sei.

Man überlegt, zögert. So einfach ist die Geschichte nicht. Was soll man der Polizei sagen? Nun, das ist nicht schwer zu erfinden. Die brave Frau Salm ist eben gekommen, um Hilfe zu holen, weil sie von ihrem Untermieter, dem wüsten Hakenkreuzler, gemißhandelt wurde. Da habe man der Ärmsten in ihrer Not vor dem Nazirohling doch ritterlichen Beistand leisten müssen. Hinter solchen, mit hinterlistiger Tücke erfundenen Lügen wollte sich das verworfene Gesindel verschanzen, wenn es zur Rechen-

schaft gezogen wurde von einem von vornherein als parteiisch angesehenen Gericht.

Zu acht waren sie zwar, aber — es ging wider den Horst Wessel. Da mußte noch Verstärkung herangeholt werden. Das besorgte denn auch die gehässige Angeberin, Frau Salm.

Eine ganze Rotte brachte sie aus der Mulakstraße herüber, der Erwin Rückert war dabei, Josef Kandulski und Ali Höhler — ein ganz verkommener Mensch, der eben erst aus dem Zuchthaus entlassen worden war. Von dem „Schrecken des Ostens" wußte er nichts, hatte den Namen Horst Wessel nie nennen hören, war aber sofort bereit, ihn zu überfallen.

Unter den hetzerischen Reden der Else Cohn zogen sie, sechzehn Mann stark, nach der Frankfurter Straße. Vor dem Hause angekommen, zögerten sie wieder; sie hatten wirklich Angst, die feigen Schurken, und wagten sich erst die Treppe hinan, nachdem Else Cohn ausgekundschaftet hatte, daß wirklich nur die beiden Mädchen bei Horst Wessel im Zimmer weilten.

Bis zur Tür schleichen sie mit entsicherten Pistolen. Else Cohn klopft erst langsam, dann stärker. Horst Wessel, in dem Glauben, es sei Richard Fiedler, geht zur Tür, dreht den Schlüssel herum und — die Tür geht auf.

Mündungsfeuer blitzen ihm entgegen ... Schüsse krachen ... Horst Wessel wälzt sich in seinem Blut an der Erde ... in den Mund getroffen, der so beredt für Deutschlands Freiheit zu sprechen verstand.

Aufschreiend sinkt Klara auf einen Stuhl, doch die tapfere Erna stürzt hin und umfängt den Blutenden mit ihren starken Armen.

So wurde der beste deutsche Freiheitskämpfer von der verworfenen Rotfrontbande „erledigt", die sich auf dem schleunigst angetretenen Rückzug dieser zum Himmel nach Vergeltung schreienden Schandtat auch noch rühmte! —

Heute, wo der deutschen Freiheit Fahnen, Hakenkreuzbanner und Schwarzweißrot, über allen deutschen Gauen wehen, sollte das deutsche Volk die Hände zum Himmel erheben und Gott dafür danken, daß der Sieg der nationalsozialistischen Bewegung uns vor dem greuelhaften

Untergang errettete, der unserem Volk von den kommunistischen Vergewaltigern drohte, die Horst Wessels Mörder zu den ihren zählten.

Auch du, deutsche Jugend, hebe die Hände und sprich ein Dankgebet zum höchsten Lenker der Geschicke aller Völker und Menschen, denn du bist frei, dein Blut ist rein, und deine Herzen schlagen einer hoffnungsreichen Zukunft entgegen.

Des Helden letzter Kampf

Während die böse Meute nach vollbrachter Tat feige entrinnt, wagt es die gehässige Frau Salm noch, in Schränken und Laden nach Papieren zu suchen, bis Erna sie vertreibt. Da Klara zu erschüttert ist, um Hilfe herbeizuholen, macht sich Erna, das tapfere Mädel, selbst auf den Weg, während Horst Wessel sich unter Schmerzen am Boden windet. Bald ist Hilfe zur Stelle, und der Ärmste wird in das Krankenhaus am Friedrichshain geschafft.

So seltsam schrill gellt das Telefon im Hause an der Jüdenstraße. Die Mutter, schon von bösen Ahnungen über das Ausbleiben des Sohnes gequält, empfängt die Nachricht von dem Überfall und stürzt auf die Straße, gefolgt von Inge. Sie fahren nach der Frankfurter Straße, hören von der bestürzten und doch zornbrennenden SA., daß Horst schon weggebracht ist, und eilen nun nach dem Krankenhause. Dort angekommen, sehen sie eben noch, wie er auf schwankender Bahre in das Innere getragen wird.

Stunden voll bitterster Qual unter dem Stachel der Ungewißheit kommen nun für die beiden Frauen. Das Herz der Mutter krampft sich zusammen, als sie ihn wieder erblickt, das frische, stolze Gesicht ihres Jungen ist von entstellenden Binden verhüllt, aber die Augen — die Augen ihres Sohnes grüßen sie mit all der Liebe, die in ihm für sie lebt. Doch sie darf ihm nicht einmal nahe sein, denn die Ärzte, die den Ver-

wundeten bei vollem Bewußtsein operieren mußten, verlangen unerbittlich Ruhe für ihn.

In den Pavillon sieben bringen sie ihn, dort kämpft Horst Wessel seinen letzten heldenhaften Kampf.

Während in ganz Deutschland überall da, wo deutsche Herzen schlagen, eine Woge der Entrüstung über die feigherzige Tat aufbrandet, frohlockt man im roten Lager und schützt die Mörder, verbirgt sie und schafft sie unangefochten ins Ausland. Damit bekannte man sich zu der meuchlerischen Tat. Die Fäden liefen im Liebknechthaus zusammen, dort war der urheberische Geist zu suchen, der den Pistolenkolben in die Faust des Zuchthäuslers Ali Höhler drückte, die den tödlichen Schuß abgab.

Auf dem Schmerzenslager im Pavillon sieben lag der junge Held und rang mit der an ihm gerühmten Tapferkeit mit dem Tode um sein junges, von Liebe zum Volk und vom Kampf um Deutschlands Freiheit erfülltes Leben.

In den ersten Tagen erwartete man stündlich das Verlöschen der leise flackernden Lebensflamme. Aber dann schien es doch, als ob der Kampf sich in die Länge ziehen könne. Nach fiebrischen Erregungen traten stille Zeiten ein, wo der Geist des Verletzten klar war.

Erschüttert saß Doktor Göbbels neben seinem treuesten Mitkämpfer und sah voll Schmerz in das von ruchloser Hand entstellte, einst so schöne Jünglingsangesicht. Nur aus den Augen allein leuchtete ihm in gewohnter Vertrautheit der starke Geist des jungen deutschen Helden entgegen. „Ich — freue — mich — so sehr", kam es flüsternd von den trockenen, fieberrissigen Lippen, und der Händedruck sagte dem Doktor, daß der mutige Kämpfer noch an den Sieg über den Tod glaube — stark und siegbewußt bis zum letzten Atemzuge.

Und dann kamen Tage, wo Hoffnung auf Heilung auch die Ärzte freudig stimmte. Die durch die Kugel der Länge nach gespaltene Zunge war im Vernarben und wieder gebrauchsfähig. Mit dankerfülltem Gemüt sah Doktor Göbbels bei seinem nächsten Besuch den tapferen Jungen aufrecht in den Kissen sitzen, und konnte sich mit ihm unterhalten. Mit

der leidenschaftlichen Anteilnahme, die ihn stets belebte, hörte Horst von den Erfolgen, die der Bewegung beschieden waren, und von den Kämpfen mit den Gegnern sprechen. Sein Glaube an den Sieg hielt auch auf dem Wundbett an. Wie tief sein Geist trotz der Schmerzen und Nöte mit allem verbunden war, was die Bewegung anging, davon lieferte sein Eintreten für die Aufnahme des Prinzen August Wilhelm von Preußen den besten Beweis. Man war mißtrauisch gegen den Prinzen, fürchtete durch die Aufnahme eines Hohenzollernsprößlings der Bewegung zu schaden. Doch Horst Wessel hatte an der treuen, selbstlosen Art der Mitarbeit des Prinzen erkannt, daß dieser aus ernstem, ehrlichem Willen heraus sich zum Nationalsozialismus bekannte, und bat dringend um seine Aufnahme in die Partei.

„Ob Prinz oder Arbeiter, das ist gleich. Mit demselben Recht, das wir dem bekehrten Rotfrontler zubilligen, darf auch ein Kaisersohn das Braunhemd anziehen. Sprechen Sie mit dem Führer."

Mit diesen Worten legte Horst Wessel noch einmal die Sache dar. Und der Doktor versprach, im Sinne des verwundeten Kämpfers wirken zu wollen.

*

Ein anderes Bild: Horst Wessel liegt mit verbundenem Haupt in den Kissen, seine leuchtenden Augen grüßen vom Schmerzenslager her die SA.-Kameraden, die an der geöffneten Tür leise vorüberwallen, dem Sturmführer und Helden ihre Liebe und Verbundenheit zu beweisen.

Ganz Deutschland, soweit es von nationalen Empfindungen beseelt ist, nimmt den innigsten Anteil an dem Ergehen dieses von ruchlosem Bandenvolk überfallenen deutschen Jünglings. Freude herrscht allenthalben, auch in nationaldeutschen Kreisen im Ausland, über den hoffnungsvollen Ausblick auf Genesung des wackeren Kämpen.

Nur die Finsterlinge im kommunistischen Lager wüten, und eine geifernde Haßwelle sprüht auf, als man erfährt, daß ein Hoffnungsfunke aufglimmt, dies junge Leben zu erhalten. Die Täter lassen es sich wohl sein in den Villen und Landhäusern der roten Führer, werden mit

falschen Pässen ins Ausland abgeschoben. Sie hatten ja ihre Schuldigkeit getan. Nun kam die rote Presse an die Reihe. Sie überschüttete den jungen Helden mit ihrem unflätigen Haß und suchte ihn als verkommenen Menschen hinzustellen. Von diesem schändlichen Getriebe rückten sogar die sozialdemokratischen Blätter ab, und auch in der linksstehenden Bürgerpresse erhob sich ein Entrüstungssturm ob solch niedriger Verlogenheit.

Aber die Hetzereien der kommunistischen Zeitungen reizten zu einer neuen unerhörten Schandtat. Eine jener roten Cliquen beschloß, den Pavillon sieben, in dem Horst Wessel lag, zu stürmen und dem verhaßten Naziführer vollends mit Handgranaten den Garaus zu machen. Das unmenschliche Vorhaben wäre geglückt, wenn nicht doch einen das Gewissen bedrängt hätte und ihn zwang, durch einen Brief die Familie von dem schändlichen Angriff in Kenntnis zu setzen. Inge rief sofort den Staf vier an, der mit seinen Leuten nach Friedrichshain eilte und der johlenden Rotte scharf entgegentrat. Sahen sie sich auch an der Ausführung ihres verwerflichen Anschlages behindert, so sollten es doch alle hören, wie es in ihren dunklen Herzen aussah, und wüste Rufe gellten hinüber in die Stille des Krankenhauses: „Nazi verrecke!“ schrie der von jeder menschlichen Regung entblößte Pöbel.

Mit der ganzen wuchtigen Schwere eines Rückschlages nach dem Aufleuchten eines Hoffnungsschimmers traf alle Gutgesinnten die nicht nur durch Berlin, nein, durch das weite Reich eilende Kunde von der Verschlechterung im Befinden des um Licht und Leben ringenden SA.-Kämpfers Horst Wessel.

Verzweifelnd unter der Machtlosigkeit ihrer Kunst standen die Ärzte am Lager des Tapferen, den sie so brennend gern dem deutschen Volk und einem vielversprechenden Leben erhalten hätten. Alles ging so gut, da trat eine Blutvergiftung hinzu, gegen die all ihr Können machtlos war. Sie alle, die in Ausübung ihres Pflegeberufs um ihn tätig waren, sie empfanden schmerzhaft und niederdrückend ihre Hilflosigkeit dieser vernichtenden Wendung gegenüber.

Wie die Deutschgesinnten in allen Gauen des Reichs ihre Freude über die Genesung durch Sendungen und Glückwünsche bekundet hatten, so gaben sie auch jetzt ihrer Trauer Ausdruck.

Horst Wessel hatte den letzten Angriff zu bestehen.

Er faßt des Doktors Hände und bittet: „Bleiben Sie bei mir!" Und Doktor Göbbels blieb, obwohl er in einer großen Versammlung im Sportpalast sprechen soll. Nichts im Leben ist ihm so wichtig wie dieser geliebte deutsche Junge.

Fieberträume haben wieder Gewalt über seinen Geist, entführen ihn weit hinweg in die Kreise seiner SA.-Kameraden, deren Namen über seine Lippen gleiten.

Dann wieder ringt sich sein Denken zur Klarheit durch, und er sagt zu der Pflegerin: „Schwester — ich habe doch ein herrliches Leben gehabt!" Und dann mit Bezug auf die Freiheitsbewegung entfährt es ihm: „Nun geht's unaufhaltsam zum Sieg!"

Er weiß, daß er dem Tode nicht mehr entrinnen kann, und sagt wehmutsvoll zu seiner Schwester: „Ingedeern, nun mußt du auch für mich das tun, was du für Werner tatest."

Dann brach die letzte Kampfnacht herein mit all ihrem zermürbenden Ringen ohne Glauben an Sieg. Draußen um Pavillon sieben steht Sturm fünf und viele aus anderen Stürmen. Sie möchten hoffen, und finden nicht den Mut dazu; aber nahe wollen sie ihrem Mitkämpfer sein — ihrem Besten!

Auf Strümpfen schleichen sich einige hinein, stehen an der Tür. In einem lichten Augenblick fällt sein Blick auf sie. Er erkennt sie, lächelt noch einmal und flüstert: „Sieh doch, Inge — wie treu sie sind!"

Als der Morgen anbricht, hauchen seine Lippen noch einmal: „Liebe Mutter — liebe Ingedeern —"

Sanft schlummert er ein, hinüber in ein anderes Leben ohne Kampf. Horst Wessel ist aus dieser Welt in eine bessere gegangen.

Horst Wessel, der Kämpfer, hatte aufgehört zu atmen, aber noch wehte Kampfsluft um den teuren Toten.

Das Gesetz machte Rechte an ihn geltend, und erst nach langem Verhandeln erhält die Mutter den toten Sohn. Der erste Sturm ist angetreten, SA.-Leute tragen den Sarg zum Auto, das von schwerbewaffneten Schupomännern in Polizeiautos geleitet wird, als sei er, der für Deutschlands Freiheit starb, ein gefährlicher Landschaden.

Im braunen Zimmer seiner elterlichen Wohnung liegt er aufgebahrt. So friedlich ruht er unter Blumen, wie nie in seinem sturmbewegten Kämpferleben. Ein Menschen- und Blumenstrom ergießt sich in das Haus an der Jüdenstraße. Alle, ohne Rücksicht auf Stand und Alter — wollen dem Opfer der Befreiung aus Knechtschaft ihre Teilnahme beweisen. Schulkinder und Studenten, Bürger und Bauern, Arbeiter und Beamte, junge Soldaten und alte Frontkämpfer, sie alle treibt das deutsche Herz zur Bahre des jungen deutschen Helden, wie Völker wallfahren zu ihrem heiligsten Altar.

Stumm, die Brust schmerzzerrissen, die Seele von einem dumpfen Druck der Trauer beengt, so stehen die Mannen von Sturm fünf und halten Totenwacht an der Bahre des Führers.

Er soll ein würdiges Begräbnis erhalten. Dafür kämpft Inge Wessel; es ist ihr, als habe sie eine Sendung zu erfüllen. Man hetzt sie von einer Behörde zur anderen, von Büro zu Büro — überall wird sie mit größter Höflichkeit angehört, aber auf allen Dienststellen findet ihr Ansuchen auf ein ihres Bruders würdiges Friedhofsgeleit die gleiche kaltherzige Ablehnung. Nirgends Verständnis, nirgendwo Achtung vor dem Tode und dem Toten. Kleinliche Rache, niedere Gehässigkeit versagen dem toten Helden die letzte Erweisung einer besonderen Ehre. Man verschanzte sich hinter den Befürchtungen vor großen Unruhen. Die Herren erklären unter großem Bedauern, sie seien für die Ordnung in der Stadt verantwortlich und dürften die ohnehin erregten Massen nicht noch durch Bewilligung eines großen Trauerzuges reizen.

Daß man sie anhört, hat Inge, in der etwas von dem kämpferischen Geist des toten Bruders erwacht ist, der Drohung zu verdanken, sich im Falle weiterer Weigerungen an den Reichspräsidenten wenden zu wollen. So dringt sie bis zum Polizeipräsidenten vor, und als er etwas von „Bürgerkrieg" in Verbindung mit dem Leichenbegängnis ihres Bruders sagt, da antwortet sie ihm geradeheraus, daß sein Verbot des Trauerzuges Unruhe und Bürgerkrieg schaffe, denn die wehrhafte Jugend Berlins und des ganzen Reichs wolle ihren hingemordeten Bruder zu Grabe geleiten. Darauf holt sie einen großen Aktenbogen hervor und hält ihn dem verblüfften Herrn vor die Augen. Da stehen alle die Verbände, die sich mit der Bitte um Teilnahme am Trauerzuge an die Familie gewandt haben.

Nun gehen diesem die Augen auf, aber auch die Saat schießt empor, die Horst Wessels Opfertod in deutschen Herzen zum Keimen gebracht hat. Mit Bestürzung erkennt der Herr, daß über trennende Einzelheiten hinweg Horst Wessels gewaltsamer Tod wie ein flammendes Fanal die deutschen nationalen Verbände aufgerufen und geeinigt hat. Aber gerade dieser überwältigenden Tatsache gegenüber verharren die Polizeigewaltigen auf ihrem ablehnenden Standpunkt. Alles, was Inge erreichen kann, ist, daß sieben — ganze sieben Personenautos als Trauergefolge zugelassen sind, und die Chargierten der Normannia und Alemannia, etwa ein Dutzend Personen, in allem Wichs und mit aufgerollten Fahnen sich dem Zuge anschließen dürfen. Allen anderen Verbänden ist die Teilnahme am Trauerzuge versagt, aber sie dürfen der Feier auf dem Friedhof beiwohnen.

Bis ans Grab verfolgen die Gegner den toten Helden und versagen ihm die Achtung, die ein so ritterlich kämpfender Feind verdient hätte. Sie richteten damit sich selbst.

Unerbittlich rückt die Zeit voran, und es kommt die Stunde, wo Horst Wessel zu Grabe geleitet werden soll. SA.-Männer und Korpsburschen in vollem Wichs stehen starr und ernst neben dem mit einer Hakenkreuzfahne bedeckten Sarg, auf dem auch die Korpsmützen und die Sturmführerkappe liegen.

Nach der kurzen Trauerfeier im Hause tragen die Sturmführer der vierten Standarte den Sarg hinaus. Aber da erscheint ein Polizeileutnant und fordert barschen Tones, daß die Hakenkreuzfahne, das Panier der deutschen Freiheit, unter dem Horst Wessel gekämpft und gefallen ist, vom Sarge genommen werde.

Erregung erfaßt die jungen Menschen. Nach einem vergeblichen Vermittlungsversuch durch die Pfarrer weist Inge Wessel mit zorn-drohendem Funkeln in den Augen den Leutnant hinaus und läßt mit Draht Kränze um das geheiligte Fahnentuch, das Kampfzeichen des Toten, winden. Unter Blumen muß das dem Toten heilige Banner verborgen werden.

Feierliche Stille herrscht, als der Sarg hinuntergetragen wird. Langsam setzt sich der kleine Zug in Bewegung, ringsumher Uniformen. Schupo, Polizei in Menge bewacht auf seinem letzten Gang den deutschen Helden — so wollte es der Haßgeist der Feinde. Mit Polizeiaufgebot brachte man ihn zu Grabe, aber seinen gewaltigen Geist, der aus der offenen Gruft stieg und weithin durch deutsche Lande flog, um die deutschen Herzen aufzurufen, den konnte keine Schupokette aufhalten!

Durch einige stille Straßen voll dichtgedrängt und in ehrfürchtigem Schweigen harrender Menschenmassen ging der Zug. Dann aber, an der Ecke Weidinger- und Lothringerstraße, hatten die Kommunisten Posto gefaßt, und ein Höllenlärm toste dem einfachen Zuge entgegen. Gebrüll empfing ihn, und ein Steinhagel sauste auf die Wagen ein, deren Scheiben klirrend in Scherben brachen. Den Getreuen vom deutschen Blut aus allen nationalen Verbänden hatte man die Straße von Amts wegen gesperrt, aber dem Mob, dem Gesindel der Unterwelt, hatte sie der Herr Polizeipräsident freigegeben — zur Beschimpfung des reinen Toten. Schimpflicher ist der deutsche Name nie entwürdigt worden, als durch jene Steinwürfe und Angriffe einer unmenschlichen Horde auf Horst Wessels Grabgeleit. Und die das in stillschweigender Duldung herbeiführten als verordnende Beamte, sie standen jener wilden Schar geistig nahe.

Ein paar Straßen weiter prasselte abermals eine Steinsalve in den Trauerzug, und Schüsse krachten. Die roten Horden durchbrachen die Polizeikette, fielen über die Studenten her und wollten den Teutonen die Korpsfahne entreißen. Aber da kamen sie an die Unrechten, machten Bekanntschaft mit den blanken Schlägern und flüchteten mit blutenden Köpfen, nachdem Ede Weiß mit dem achten Sturm noch zu Hilfe geeilt war.

Panzerwagen rasselten heran, und nach kurzer Straßenschlacht konnte der Zug weiter. Traurige Salven waren es, die da auf dem Wege zum Grabe Horst Wessels durch die Straßen knatterten. Kampf bis ans Grab war Horst Wessels Erdenlos.

Endlich war die Marterfahrt zu Ende für die beiden Frauen. Man war am Friedhofseingang angelangt. Ein abermaliger Versuch der roten Rotte, vorzudringen, wurde von SA. im Keim erstickt.

Die Fahnen senken sich

Eine unabsehbare Menge füllte den Friedhof. Kopf an Kopf standen sie, SA., Stahlhelm, Waffenstudenten und andere aus hundert verschiedenen Verbänden, um den grausam hingemordeten Freiheitskämpfer zu ehren, ihre Verbundenheit mit ihm öffentlich zu bekennen.

Feierliche Ruhe über den Tausenden, aller Herzen voll Achtung und Trauer, als Mutter und Schwester hinter dem Sarge herschritten.

Umhüllt von dem geliebten Banner, sank die irdische Hülle des Toten in die Gruft. Nachdem der Geistliche seine Grabrede gehalten hatte, trat Hauptmann von Pfeffer, der Osaf, an das Grab und legte im Namen des erkrankten Führers Hitler einen Kranz nieder. Herzliche Abschiedsworte wurden dem toten Freunde und Kameraden gewidmet. Hauptmann Göring warf die Sturmkappe dem Toten nach in die

Gruft, und dasselbe taten die Studenten mit seinen Korpsbändern und den Mützen.

Dann trat als letzter Doktor Göbbels an die Gruft. Nicht wie sonst lohte eine feurig hinreißende Rede von seinen wortgewaltigen Lippen. Nein, er hält Zwiesprache mit dem Toten als seinem besten und treuesten Freund, in Geist und Tat aufs engste mit ihm verbunden. Aber um so ergreifender klangen seine Worte, sie rührten erschütternd an die Herzen der Getreuen. Dazu rauschte leise der Märzwind seine Begleitmelodie in den alten Ulmen und den wallenden Fahnentüchern.

An der Mutter Ohr drangen die Worte „ . . . und wenn die SA. einmal zum letzten Appell aufgerufen wird, dann wird man auch deinen Namen rufen, Kamerad Wessel! Und alle, alle SA.-Männer werden antworten: ‚Hier!' Denn die SA. — das ist Horst Wessel!"

Das war das große verbindende Wort.

Weiter fand der Doktor prophetische Worte von endlosen Stürmen, die marschieren würden, und von Hakenkreuzfahnen, die über deutschen freien Landen wehen. Sie sind wahr geworden; wir alle haben die große Erhebung im deutschen Geist erlebt und sehen in Adolf Hitler den berufenen Führer der ganzen deutschen Nation am Werk. Die Verheißung in Horst Wessels Lied: „Die Fahnen hoch!" ist in Erfüllung gegangen!

Doktor Göbbels ruft noch einen letzten Gruß in die Gruft seines treuen Kameraden, dann hebt Staf vier die Hand, noch einmal senken sich die Fahnen, rauschen den letzten Gruß dem treuen SA.-Sturmführer zu, und dumpf klagend wirbeln die Trommeln.

Dann erklingt weithin über die Menschenwoge:

„Ich hatt' einen Kameraden,
einen bessern findst du nit —"

Die Feier war zu Ende. Massen strömen hinweg nach Berlin hinein. Aber auch der Heimweg war nicht ohne Störungen. Kämpfe zwischen SA., Stahlhelm, Studenten und den roten Cliquen brachen an verschiedenen Orten aus, bis die zuerst ratlose Polizei rücksichtslos vorging und alles, alles, was ihr in den Weg kam, niederknüppelte.

Das war der bittere Ausklang von Horst Wessels Begräbnistag. Wie muß das Herz der geprüften Mutter geblutet haben, als das wüste Geschrei des Straßenkampfes während der Heimfahrt zu ihr drang. Wie unendlich beschämend im Hinblick auf die reine klare Idealgestalt ihres von edler Hingabe und Liebe zum Volk erglühenden toten Kindes.

Lange währte es, bis das hart getroffene Mutterherz Ergebung und klare Ruhe fand. Neue Kräfte und Stärke für ihr Leben schöpfte sie aus den unzähligen Briefen und Zuschriften, die in stetig anschwellender Flut sich aus dem Reich und anderen Ländern des weiten Erdballs in die stille Wohnung ergossen. Alle ohne Ausnahme bekundeten die grenzenlose Hochachtung vor der hingebungsvollen Betätigung des geliebten Sohnes für die Freiheit Deutschlands, verbunden mit tiefer Trauer über seinen tragischen Opfertod. Wie wohl tat das der Mutter! Aus all diesen herzlichen Ergüssen stieg das Bild ihres Sohnes empor, rein, gut und tapfer. Da wurde sie inne, daß sie dem deutschen Volke einen Helden und der deutschen Jugend ein Vorbild geschenkt hatte, dessen Andenken erhalten bleiben wird, solange deutsche Sprache von den Helden unseres Volkes zu berichten weiß.

In kühler Erde ruht nun der Kämpfer mit dem deutschen Herzen aus. Aber die Haßwoge wollte auch an diese geheiligte Stätte heran. Selbst vor Grabschändung schreckte die verhetzte, verblendete Rotfront nicht zurück. Da war es wieder die getreue SA., die das Grab des gefallenen Kameraden am Tage und in der Nacht mit der von ihm erlernten Treue bewachte und vor Besudlung oder Zerstörung schützte. In den kommunistischen Zeitungen wurde die gehässige Beschmutzung des toten Freiheitskämpfers fortgesetzt, ohne daß eine Behörde es wagte, gegen die Verbreiter dieser Lügen vorzugehen. Erst als die Befreiungsstunde am 30. Januar 1933 mit ehernem Glockenklang sich ankündigte, da verstummte — für immer — auch dieser giftspeiende Mund.

Über Horst Wessels Grab auf dem Nikolai-Friedhof in Berlin tragen die Winde die Gesänge des befreiten deutschen Volkes hinweg. Frei von undeutschem Wesen ist die deutsche Erde, in deren geheiligtem Schoß er

ruht. Wir aber wissen: er ist nicht tot, sein Geist marschiert in unseren Reihen mit. Er ist überall da, wo Hitlerfahnen im nationalsozialistischen Deutschland flattern.

Opfer sind heilig und verpflichten. Du aber, deutsche Jugend, zeige dich dieses erhabenen Vorbildes würdig, denn für dich ist er am meisten gestorben. Sein vergossenes Blut floß für deine Zukunft! Laß Horst Wessels Geist in deinem Tun lebendig wirken für das Gedeihen und Blühen von Volk und Vaterland, für dessen Befreiung er starb.

Heldennamen werden an den Himmel geschrieben. Der Name

Horst Wessel

aber leuchtet am deutschen Himmel wie ein ewiges Gestirn — solange du, deutsche Jugend, ihm die Treue hältst!